XIV. Jahrg. Berlin, den 29. September 1906. Nr. 52.

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Das Glück des Handelnden. Von Kurt Breysig	467
Fromme Kurpfuscher. Von Ernst von Wolzogen	483
Verse. Von Theodor Fuse	489
Katholische Ehen. Von Karl Jentsch	492
Hustmännchen. Von Roda Roda	496
Junge Aktien. Von Ladon	500

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3 a.
1906.

Die **Hypotheken-Abteilung** des

Bankhauses Carl Neuburger,

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässem Zinsfusse nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken

9—4 Uhr.

3 Stunden Schnellzug von Berlin

Ostsee-Bad **HERINGSDORF**

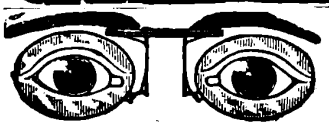
(nur Sand-Strand)

„KURHAUS“

Schönstes u. vornehmstes Hotel der Ostsee, allerersten Ranges, neuerbaut, am 1. Juni d. J. eröffnet, direkt an d. gr. Dampferlandungsbrücke, unmittelbar am Strand u. Kurpromenade, umgeben v. herrl. Buchenwald. 300 Zimmer, fast alle nach der See, sämtlich mit Balkons. In der gr. Glashalle, 2000 Personen fassend, Restaurant mit vornehm. französ. Küche Fahrstuhl. Ueberall elektr. Licht und Zentralheizung. Saison bis 1. November.

BERLINER HOTEL-GESELLSCHAFT

(Hotel „Der Kaiserhof“, Berlin).



Der **Orthozentrische „Ideal“-Kneifer** ist ges. geschützt u. der anerkannt beste. Verblüffend einfach, hocheleg., v. hervorragenden Aerzten empfohl. Feder u. Stege sind eins. Beseitigt Sehstörung durch **korrekte stabile Zentrierung**; fehlerhafte Zentrierung verursacht Schielen. Sitzt sehr fest, leicht und überbrückt Tränenkanäle. Prospekt gratis. Alleinverkauf nur: **Orthozentrische Kneifer Ges.** m. b. H., **Berlin W., Potsdamerstrasse 132,** 3 Min. v. Potsdamerpl. Man achte genau auf Firma. Kompletes Musterlager nur besserer Operngläsern und Feldstecher, welche durch spezielle Korrekturen fehlerhaften und unter sich verschiedenen Augen individuell angepasst werden.

Hervorragendes Tafel- und Gesundheits-Wasser

Namedy Sprudel

Mineral-Quelle bei Andernach a. Rh.

Berlin, Quitzow-Str. 56/58. (Tel. II, 1144).

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a sowie durch sämmtliche Annoncen-Expeditionen.

Berlin, den 29. September 1906.

Das Glück des Handelnden.

Die Formen, in denen die leidenschaftlich bewegte Schaffenskraft unseres Ichtriebes Ausdruck sucht, sind sehr mannichfach. Von den einfachsten, den natürlich-leiblichen, wird man ausgehen müssen, weil sie nicht den Theil nur, nein: auch Sinnbild und Gleichniß jeden anderen Schaffens darstellen. Unser Leib ist am Fröhlichsten, wenn er in der gelungenen Leistung Bürgschaft und Gewähr eines Kräftezuwachses spürt; so ist Kraftsteigerung, die nur aus Kraftanspannung hervorgeht, unserem Verstand, unserem Willen, unserer Einbildungskraft die nächste Quelle schöpferischer Ich-Lust.

Zuerst und vor Allem sollen wir Hüter und Mehrer unserer Leibeskraft sein. Für sie zu sorgen, heißen uns zwei Bethätigungformen unseres Ichtriebes, die noch ursprünglicher sind als die Schaffenslust: Selbsterhaltung und Selbstliebe. Aber die Wirkungen gehen hier in einander über und dies Wachsthum neuer Stärke an unserem leiblichen Ich schafft jener erst die rechte Weihe, eine hohe Steigerung. In diesem Stück ist alle Natur rings um uns fähig, uns Lehrerin und Meisterin zu sein: das starke, gesunde Thier, die strotzende, mit tausend Säften in die Sprossen schießende Pflanze, ja, noch der ruhende Fels droben am Bergeshang. Denn so thöricht hier alle die kleinen Kinderfabeln umdichtender Vermenschlichung sind, mit denen wir die Welt in unserer harmlosen Selbstverliebtheit wie mit einem Netz von schillernden, aber auch lügenhaften Schleiern umsponnen haben — vom vermenschlichten Stein bis zum vermenschlichten All aufwärts ist die Zahl unserer großen und kleinen Anthropomorphismen Legion —, so gewiß ist anzunehmen, daß unserem Lebensgefühl tausend andere und anders bemessene Lebensgefühle der anderen Wesen entsprechen. Unser Lebensgefühl ist bewußter als das des Thieres: aber ob es deshalb stärker ist, scheint mehr als zweifelhaft. Vielmehr ist weit eher anzunehmen, daß hier, wie in der Entwickelung der Menschheit so oft, jede

Stufe der nächstniederen gegenüber zwar einen Zuwachs an Bewußtheit, aber auch einen Verlust an Empfang der Lebensbethätigung anfweist. Vielleicht ist das Gefühl der eigenen Schwere, der eigenen Festigkeit, der eigenen Wucht im Felsen tausendmal dumpfer, aber auch tausendmal stärker als unser Lebensgefühl. Warum soll im Wirbel der Gase, im Kreisen der Gestirne nicht noch ein letzter Nachhall oder vielmehr Vorhall der selben beseligenden Lebenskraft, Bewegungfreude vermuthet werden, die den besten Besitz unseres Leibes ausmacht? Wir wissen von diesen Dingen heute noch allzu wenig, aber die tausend Wege, die in der Urgeschichte der Menschheit vom Menschen zum Thiere führen, werden auch unser Erkennen hier weiter locken. Das Thier ist den Naturvölkern noch heute, wie aller Menschheitkindheit, ein ebenbürtiger Nachbar und Freund, dem man Sprache, Staat, Familie zutraut wie sich selber, den man liebt, im Tanze nachahmt, in der Dichtung, im Ornament schildert und im Glauben verehrt und schließlich zum Gott macht. Die Kultur der hohen Stufen hat mit manchem anderen Verlust auch den dieser nahen Beziehung zu dem Thier gebracht, die immer verstehende Liebe war. Die ist heute zu den Hirten und Jägern geflüchtet und auch von ihnen fast vergessen. Welche Schande für den Menschen, daß er erst jetzt auf den Gedanken gekommen ist, die Sprache der Thiere verstehen zu lernen! Ist Dies erst gelungen, dann mag uns das Thier eine Brücke werden, noch tiefer einzudringen in das innerste Heiligthum der Natur; und wenn wir dort in der Gewißheit bestärkt werden, daß wir in diesem Kern unserer irdischen Seligkeit eins mit dem All sind, dann ist der schöpferischen Lust, am Tempel unseres Leibes zu bauen, neue Weihe, neue Stärke sicher.

So laut die Stimme der Natur hier spricht, so wunderlich lassen sich die überkommenen Sittlichkeiten dazu vernehmen. Viele ganz unnütze und wahrhaft schlechte Gewissen haben sich die auf einander folgenden Geschlechter der Menschen wachsen lassen. Das gute Gewissen wohl erfüllter Leibespflicht haben wir kaum in uns aufkommen lassen. Die christliche Sittenlehre hat es in den niedersten Rang verwiesen; und wo sie sich um das leibliche Verhalten nachdrücklich kümmert, wie in Sachen des Geschlechtslebens, verfährt sie wie ein ganz schlechter Erzieher: sie verhängt siebenzehn Verbote, ohne auch nur ein Gebot auszusprechen, ein Wort der Sorge und Pflege. In Wahrheit würden sehr viele von den tausend Vorschriften, mit denen wir etwa Kinder erziehen, unnütz gemacht, würde die Pflicht des Gesundbleibens als eine der höchsten eingeschärft. Wir dienen in allen Dingen des Lebens uns und dem Nächsten am Besten, wenn wir gesund sind, und unzählige Formen schwerer und leichter Verletzung des Anderen sind nur auf die Reizbarkeit, die Unbeherrschtheiten, die Fehlgriffe des nicht ganz gesunden oder gar kranken Ichs zurückzuführen. Es muß noch eine Schande werden, krank zu sein.

Wohl ist es eins der frohesten Zeichen sittlicher Stärke unserer Völker, daß sie eben im Begriff sind, den Rausch des Alkohols von sich abzuthun. Denn offenbar ist diese Form der Aufhöhung unseres Lebensgefühles eine trügerische: ihre dauernden Wirkungen schädigen, ihre augenblicklichen aber sind gröblich und eben deshalb jeder besseren, feineren Trunkenheit abträglich. Davor sollen uns die Götter bewahren, daß wir den Rausch verbannen: aber wir wollen ihn aus edleren, klareren Quellen schöpfen als aus dieser, die wir mit den Tölpeln und den Lüstlingen des niedersten Grades theilen. Wer seine Seele trunken machen will, wird nicht zu einem Genuß greifen, der nicht minder mechanisch, plump und äußerlich auf uns wirkt als eine Morphiumeinspritzung. Müßten wir den Rausch mit einem Leibesschaden erkaufen, so wären wir jämmerliche Rechner und Geizhälse des Lebens, wollten wir ihn nicht in Kauf geben. Nun aber steht es so, daß wir uns alle höheren Trunkenheiten entwerthen durch die Gewöhnung an diese eine niederste: denn jeder gemeine Genuß schwächt die Empfänglichkeit für den höheren. Zur Dreingabe der kleinsten, alltäglichen Alkoholgenüsse endlich sollte uns der hohe Gewinn überreden, den das bessere und freudigere Gleichmaß unserer Stimmung uns gewährt.

Doch es wird ein halbes Jahrhundert dauern, bis diese Einsicht allgemein wird, ein weiters halbes Jahrhundert, bis wir den Schlaf unserer Nächte so heilig halten, wie unser Leib fordert und wie der Lauf der Sonne uns unmißverständlich predigt, bis wir so viele Stunden vor wie nach Mitternacht ruhen. Ein ganzes Jahrhundert aber wird nöthig sein, die Menschheit von dem Unsinn der großen Städte zu befreien, an dem heute fast alle feinsten und gröbsten Schädigungen des Leibes ihre beste Stütze finden. Immer wieder sind es falsche, trügerische Formen der Kraftsteigerung, die wir meiden müssen. Das Funkeln des Weines, das Leuchten nächtlicher Feste, der Schimmer fahler Lampen in den großen Städten: drei Irrsterne, deren Glanz doch erlischt, sobald das große Licht des Tages, die Sonne steter starker Freudefähigkeit am Himmel unseres Lebens aufsteigt.

Erst wenn aller dieser Unrath fortgeschafft ist, haben unsere seelischen, unsere geistigen Kräfte völlig freie Bahn, in der eigenen Steigerung ihrer selbst recht zu genießen. Denn hat einen hohen Antheil aller Wollust des Schaffens der Augenblick der Leistung selbst: das Wohlgefühl an der Loslösung der neuen Frucht, so ist die größere Genugthuung nicht an die geschehene That, sondern an das Bewußtsein gewonnener Kraft gebunden. Der Starke liebt nicht, rückwärts zu sehen: er fürchtet fast die Zufriedenheit mit seinem Werk, als die Quelle träger Sättigung. Er sehnt sich nach der neuen That und so darf er sich öfter an der Mehrung der Kraft als an der Mehrung der Leistung freuen: denn jene verbürgt eine Zukunft, diese preist nur eine Vergangenheit.

Für das gelebte, besser gesagt: das zu lebende Leben aber geht aus Dem

eine Pflicht des Ichs gegen sich selbst und ein Recht gegen die Anderen hervor, die Beide gleich weite Wirkungen in sich schließen. Der Steigerung der Leibeskraft ist eine begrenzte Anzahl von Wegen gewiesen; der Entfaltung der geistigen Fähigkeiten stehen unermeßlich viele Bahnen offen. Diese Möglichkeit fordert ihre äußerste Ausbeutung und diese Forderung muß zu einem Gebot werden, aus dem jede denkbare Folgerung zu ziehen ist. In der grenzenlosen Unterschiedenheit der Einzelnen ist die stets sprudelnde Quelle jedes Schaffens zu suchen: und so muß dem Einzelnen die Selbständigkeit, die Unterscheidbarkeit seiner Leistung zum Recht gegeben, zum Gesetz für ihn selbst gemacht werden. Die Ichmäßigkeit eines Thuns muß zum letzten Maßstab ihrer Werthung gemacht werden.

Mit zwei starken Fäusten faßt die Umwelt dem Ich nach dem Nacken, um ihn unters Joch zu beugen: Ueberlieferung ist die eine, Gemeinschaft die andere geheißen. Sie sind immer am Werk und tausend Opfer der Persönlichkeit sind ihnen schon gefallen. Aber der Stärkste vermag auch sie zu überwinden, ja, sie sich unterthan zu machen: die Gemeinschaft, zu deren Haupt er sich aufschwingt, wird zu einer blinden Gefolgschaft und noch die Geschlechter späterer Zeiten macht er sich unterthänig, indem er nach ihnen die Fangschlinge des Gebotes der Nachahmung wirft. Jede Ueberlieferung ist, von uns, den Unterworfenen, aus gesehen, eine Unterbindung von Ich-Kraft; aber aus jeder von ihnen lugt doch auch der große Wille Dessen, der sie einst schuf.

Es giebt heute keinen Gesichtswinkel, unter dem wir uns alles bisherige Menschheitgeschehen anders als durch Vereinigung und Wiederholung von Einzelleistungen geschaffen vorstellen können. Beide Formen, Gemeinschaft wie Ueberlieferung, sind auf eine Wurzel, den Gedanken der Gleichförmigkeit, zurückzuführen und er ist aus dem Arbeitzweck der Kräfteverschmelzung, Kräftehäufung, Kräfteersparniß heraus geboren. Unsere Glieder wie unsere Gedanken laufen gewohnte Bahnen schneller, also öfter; unsere Blicke wie unsere Gedanken sind einer Aufgabe, die nur von Vielen gelöst werden kann, eher nutzbar zu machen, wenn sie ähnlich wie sie geschult sind. Aber was diese Einigung Nutzen bringt, schädigt in einem Stück das Ich: es verliert eben so viel von allen den Tugenden der Selbständigkeit, wie es an denen der Unterordnung gewinnt.

Der Führer hat auch die von tausendfachen Einungbanden wohl eingeschnürte Menschheit nie entrathen können, noch ihrer Führereigenschaften, die auf der Eigenwüchsigkeit des Ichs beruhen. Und so voll von Massengedanken und Massenverherrlichung auch unsere Zeit ist: den Größten kann sie dennoch den Maßstab der Ichmäßigkeit für ihre Leistungen nicht versagen. Der Sozialismus selbst verehrt seine Helden, und mag seine Geschicht- und Gesellschaftanschauung sich auch die erdenklichste Mühe geben, aus der richtigen Voraussetzung der Bedingtheit und Bestimmtheit alles, auch des stärksten mensch-

lichen Handelns die falsche Folgerung des Massenursprunges und der Unpersönlichkeit aller großen Leistungen ziehen, so scheitert dieser Schluß zum Mindesten an den Großen des geistigen Schaffens: hinter Goethe steht, den Göttern sei Dank, keine Proletariermenge von kleinen schlechten Dichtern, der man zutrauen könnte, daß sie nöthigen Falls sein Werk hätte thun können.

Aber was von den Größten gilt, sollte auch von den Großen und den Lauf der Stufen abwärts bis zu den Geringsten, den Schwächsten gelten. Wohl ist heute die Welt voll von den tausendköpfigen Menschenmaschinen, in denen Staat und Wirthschaft den Einzelnen zum Rade machen. Wohl sind Unterricht und Erziehung mit furchtbarer Folgerichtigkeit bestrebt, das Ich so lange zu glätten, bis es für dies Räderdasein recht vorbereitet ist. Wohl ist selbst das Fühlen und Urtheilen der Menschen heute so massenmäßig wie nie zuvor. Und während man täglich den Sozialismus schilt, ist der sozialistische Gedanke, eine äußerste Vergenossenschaftlichung des Lebens, zu drei Fünfteln schon verwirklicht. Aber dies Alles sind nicht Beweise gegen, sondern für das Gesetz der Ichmäßigkeit aller schöpferischen Leistung. Nicht die elektrische Fabrik des neunzehnten Jahrhunderts, sondern der Handwerker des sechzehnten Jahrhnnderts bildet einen Gipfel der gewerblichen Schaffenskraft. Die vollendete Geistlosigkeit der Bau- und der Zierkunst des letzten halben Jahrhunderts ist nur das Sinnbild seiner innersten Unkraft. In alle Wege ist der freie Bauer, der seine Scholle bestellt, ein stolzerer Mann als der heimlose Sachsengänger eines Rittergutes. Und so wird eine weisere Zukunft uns langsam eine Fessel nach der anderen abnehmen. Schon heute aber muß jeder Meißelstich, der eigene Linien zieht, höher geachtet werden als jede noch so genaue Schablonenarbeit. Und vor Allem muß das köstlichste Gut, der junge, der wachsende Mensch, aus der heillosen Unterrichtsform unserer Tage befreit werden, die Alles daran setzt, das Ich in ein Massenfabrikat umzuprägen. Dann wird der Einzelne, auch dann, wenn ihn Sendung und Gaben nur im Kleinen schöpferisch werden lassen, doch sein Ich zu köstlicher Eigenheit umschaffen können.

Der selbe Grundsatz der Werthung wird den einzelnen Formen, in denen sich die Schaffenslust des Ich äußerlich bethätigt, Rang und Stelle anweisen: je ichmäßiger, je eigener, je schöpferischer ihr Leisten ist, desto höher ihr Grad. Nur eine von ihnen, die äußerste, natürlichste, ist diesem Wettbewerb ganz oder fast ganz entrückt: wie der Bau am eigenen Leib, so ist seine Fortpflanzung an eine verhältnißmäßig geringe Zahl von schöpferischen Möglichkeiten gebunden. Und doch sind Wunder und Wonnen groß, die aus diesem unmittelbarsten Schaffen unseres Ichs fließen. Es giebt zu denken, daß Natur auf die Erhaltung der Art einen doppelten Preis gesetzt hat: den höchsten der Leibesgenüsse, die sie zu vergeben hat, und die Freude an den eigenen Nach-

kommen, die sie in Sonderheit dem Weibe in so hoher Fülle in die Seele geschüttet hat. In Beiden wird man gleichwohl hinter der Hülle leiblichen, seelischen Genießens einen Kern wirklich schaffender Lust entdecken. Daß all unsere Vorstellungen und Begriffe von jeder Form werkmäßiger Leistung Sinnbild und Namen vom leiblichem Zeugen leihen, ist kein Zufall; und jede gesunde Geschlechtslust muß Etwas von den stillen, sanften Freuden haben, die wir noch bei der Pflanze vermuthen, die ihren Samen in die Winde streut, und wird denen des Baumes gleichen müssen, von dem in reichen Herbsten Frucht auf Frucht sich löst. Und vollends wunderwürdig ist die Unermeßlichkeit der Wirkung, die sich an jede Fortpflanzung des Einzelnen außer sich, über sich hinaus knüpft.

Tausendfach haben die Menschen ihre Unsterblichkeit in einem Jenseits, zuerst in Wahrheit über dem nächsten Strom, in einer Wolke unter dem festen Gewölb des Erdbodens oder über der leichten Decke der Wolken gesucht. Aber wie selten hat man der anderen Unsterblichkeit gedacht, für die das Leben an jedem jungen Tage vor unseren Augen neues Zeugniß ablegt! Unser Leib ist nicht ganz sterblich: ein Funke des Lebens ist von den frühesten der Menschen von Geschlecht zu Geschlecht, von Mutter zu Mutter, von Schoß zu Schoß gesprungen und dies unsterbliche Theil von unserem Körpersein ist niemals, niemals unter die Erde gesunken, ist nie in eine dunkle Gruft gebettet worden, ist nie zu Staub und Moder zerfallen. Wir schauen mit ehrfürchtigem Neid zu den tausendjährigen Eschen empor, aber unser Geschlecht lebt länger als sie. Und Jedem von uns giebt dies höchste Wunder, das das Leben in uns wirkt, Macht, einem Theil seines Lebens, Leibes und der Seele, Unsterblichkeit zu leihen, bis sein Blut erlischt, vielleicht bis an das Ende der Tage.

So weit die Entfernung auch scheinen mag, die zwischen dieser ursprünglichsten Form und den letzten Ausgestaltungen des menschlichen Schaffens sich dehnt: die ersten Anfänge der weitläufigen und so unendlich vielgestaltigen Bethätigungen der Völker höchster Stufen müssen doch bis in eine Keimform zurückverfolgt werden, die dem Triebleben des Leibes ganz nah ist. Zieht man die Summen alles irdischen Dichtens und Trachtens, so wird Dies auch kaum schwer: jedes Thun der Menschen, sei es geistig sei es handelnd, kann auf keine andere letzte Ursache zurückgeführt werden als auf einen Drang nach spielender Bethätigung, auf den Spieltrieb, um es unverhüllt zu sagen. Unser Verlangen nach Glück schlechthin, nach Genuß hätte uns nie aus dem thierhaften Leben der frühesten Menschheit herauslocken können: und weder die geistigen Zwecke des Glaubens oder Bildens oder Ahnens noch selbst die näheren lebensstarken Absichten der Macht und des Erwerbes konnten diesen frühesten Geschlechtern in irgend einem Sinn Leitsterne oder auch nur bewußt sein. Und heute hat man zwar Hunderte von einzelnen Spaltformen

dieser großen Thätigkeitarten zu Selbstzwecken erhoben; aber wer all ihren Sinn zu Ende denkt, kann noch immer keinen anderen Zweck aus jedem irdischen Dichten und Trachten folgern als das Spiel: ein Spiel, dem unser leidenschaftliches Erregungbedürfniß die ernstesten Formen, die höchsten Preise gegeben hat, für das die Völker, die Einzelnen ihr Leben einsetzen, das aber im Grunde nur ersonnen zu sein scheint, um das Dasein farbiger, wechselvoller, bewegter zu machen. Um unserer Ruhe, unseres Behagens willen hätten wir keine Gottesbilder, keine Staaten, keine elektrischen Maschinen, keine Kunst, keine Daseinsforschung zu schaffen brauchen. Zuletzt ist an sich nicht undenkbar, daß ein Menschengeschlecht, das sich nur der Feindsäligkeiten der Natur und der Thiere erwehrt und Frieden unter sich geschaffen hätte, durch keine Macht der Erde aus dem Urwald herausgelockt worden wäre.

Und gar nicht wachsthumhaft, pflanzenmäßig, unabsichtlich genug kann man sich das Entstehen, die Entfaltung der Einzelformen menschlicher Thätigkeit vorstellen. Noch der Mensch der höheren Urzeitstufe, der bestentwickelten und schon sehr kulturreichen Naturvölker unterscheidet sich vom Menschen unserer Zeiten und Völker am Meisten und an sich durchaus nicht unvortheilhaft durch die runde Geschlossenheit seines Wesens: er ist Jäger, Bauer, Handwerker, Kaufmann, Künstler, Staatsmann, fast möchte man sagen: Edelmann, ja, Fürst zugleich und die Anfänge der Redenden Künste und der Wissenschaft, des Tanzes, des Schauspiels, des Kultes sind vollends in Eins geschmolzen. Und auf den langen Wegstrecken, die die Menschheit zurückzulegen hatte, bis sie an diesem Punkt anlangte, muß unsäglich Vieles, wie in der Natur, durch Zufall gefunden, dann erst in tausend zuerst ganz spielerischen Versuchen erprobt, Vieles verworfen und Einiges als das Tauglichste festgehalten sein. Im stärksten Gegensatz dazu ist dem neunzehnten Jahrhundert der Stempel einer mühsäligen Arbeitsamkeit aufgeprägt, deren Recht zuweilen Zweifel aufkommen läßt. Schaffen, das zur Arbeit wird, verliert den feinsten Blüthenstaub seiner Blume, wie jedes gütige Handeln, aus dem man eine Pflicht macht. Und spätere Zeiten werden noch eines Kopfschüttelns und leisen Lächelns sich nicht erwehren können, wenn sie die jagende Hast unserere Jahrzehnte in Betracht ziehen, die aus den Menschen der Städte schwitzende Fronsklaven gemacht hat. Sie laufen in athemloser Eile nach einem Ziele, das die Einen, die Vielen, nie erreichen und das den Anderen, den Wenigen, eben so unfrohe Genüsse, Uebersättigung und keinen Frieden verheißt. Auch in diesem Arbeiteifer ist das Feuer des Glückes, das alles Schaffen entzündet, nicht erloschen, aber es brennt unstet zuckend oder glimmt schwelend unter häßlicher Asche.

Immer noch aber ist eine Form des Schaffens in Blüthe, die dieser Unrast fast gänzlich entzogen ist und die der natürlichen Zeugung am Nächsten steht, die mehr dem fruchtbaren Schoß der Erde Geburthelferin ist, als daß

sie selbst ein Neues schafft. Und doch ist dem Mann, der die Scholle bestellt, der köstliche Name des Bauenden gegeben, gleich als baue er selbst die nährenden Halme des Ackers. Und wenn sich die stolzeste Form der Forschung die bauende nennt, so ist der Beruf des Bauers geheißen, gleich als sei er der Schaffende selbst. Freilich: der Ichmäßigkeit seines Schaffens sind enge Grenzen gesteckt durch die Umwährung seines Feldes, aber um so mehr Kraft kann dieser Stolzeste und Freieste der Menschen sich selbst zuwenden. Heute ist ihm, leider, das Los des Bodens viel zu schmal, die Bürde, die seinen Schultern aufgelegt ist, viel zu schwer bemessen, aber die Tage werden kommen, an denen der Bauer nicht allein der Gebieter des wogenden Feldes, nein, auch seines Ichs sein wird.

Wollte man die Lust Dessen, der das Land bestellt, Erwerbstrieb nennen, so würde der schnöde Nebenklang dieses Wortes Jedem ins Ohr fallen. Die Freude an der Hervorbringung ist durchaus nicht mit der Freude an dem Erlös des Hervorgebrachten zu verwechseln. Trotzdem ist sicher der Drang nach Landbesitz eine der frühesten und stärksten Quellen des Erwerbstriebes. Und diesem selbst haften so viele Zusätze ganz anders gearteter Wünsche und Beweggründe an, daß man sich hüten muß, ihn in der etwas rohen Nacktheit vorzustellen, in der ihn die Volkswirthschaftlehre so häufig schildert. Der Erwerbstrieb sieht sehr selten sein nächstes Ziel als das letzte an: er liebt nicht allein den Erwerb, sondern mehr noch die Dinge, zu denen er den Weg ebnen soll, und zu diesen können sehr zarte Güter gehören; er kann auch sehr wohl aus jener Freude an der Hervorbringung selbst entspringen. Immerhin kann sein Bezirk dem Bereich der Schaffenslust durchaus nicht ganz einverleibt werden. Sobald er nicht mehr mit der Freude am Geschaffenen zusammenfällt, hat er für sie nur noch die Bedeutung eines Maßstabes der eigenen Leistung. Diese Leistung läuft Gefahr, entwerthet zu werden, wo sie sich nicht mehr selbst Zweck, sondern Mittel und Werkzeug zum an sich inhaltlosen Erwerb zu werden beginnt. Das Landgut kann als Wirthschaftform eine äußerste Steigerung des Bodenbaues darstellen: so lange es noch eine Betriebseinheit ist, die von einer leitenden Hand umfaßt werden kann. Aber die Landherrschaft, wie sie die Grundgebieter des frühen und späten Mittelalters zuerst hergestellt haben, wäre übel genug gewesen, hätte sie ihren Sinn nur aus Erwerbs- und nicht vielmehr aus Machtfreude gezogen. Jeder Latifundienbesitz ist mörderisch, für die Schaffenslust der von ihm Enteigneten wie für die der Inhaber selbst. Die reine Bodenrente vollends ist ein Gegenbild alles persönlichen Schaffens: denn indem sie der Sache selbst das Zeugen überläßt oder der Arbeit Anderer, wird sie ein äußerst fragwürdiges Ersatzmittel des Schaffens, ja, verdrängt es und tötet es selbst bei ihrem Nutznießer.

Im selben Sinn steigt die Stufenleiter gewerblichen Hervorbringens. Sie wurzelt da am Tiefsten im Glück des Schaffenden, wo Kopf, Hand und

Werk noch am Engsten bei einander wohnen. Der Unterschied von Kopf- und Hand-Werken, den freilich jede steigende Arbeitstheilung entstehen und immer weiter wachsen läßt, kann eine Zeit lang dem Schaffen-Wollen, Schaffen-Können der Betheiligten förderlich sein, insofern er die Tragweite ihrer Neuerungen, die Tiefe ihres Nachdenkens ebenmäßig fördert. Aber zugleich werden all die Minder- und Mittelbefähigten immer tiefer in den dumpfen Druck unselbständiger Hilfsarbeit gedrängt, immer zahlreicherer Möglichkeiten nicht nur, nein, auch Eigenschaften schöpferischen Thuns beraubt. Die Maschine hat die gewerbliche Hervorbringung im höchsten Maß beschleunigt und die Zahl ihrer Erzeugnisse auf das Vielfache vermehrt; aber sie hat sie auch entgeistigt. Ein ganzes Häuserviertel des neuen Berlin weist nicht so viele Zeugnisse gewerblicher Schöpferkraft auf wie ein kleines Häuschen des alten Nürnberg.

Schon der Großbetrieb mordet bei den tausend Untergeordneten sehr viel mehr eigenes Schaffen, als er bei dem einen Leiter neu ins Leben rufen kann. Werden nun, wie im letzten Jahrzehnt, auch die Großbetriebe noch zusammengefaßt zu Riesenunternehmungen, die ganze Erdtheile mit ihrer Hervorbringung zu versorgen streben, so werden auch noch die bis dahin Führenden um ihre Selbständigkeit gebracht, die nunmehr höchsten Leiter aber werden dem Werk selbst so weit entfremdet, daß die letzte Auslese der Bevorzugten noch Schaden nehmen muß an dem Besten ihrer Leistung: dem Schöpferischen. Eine völlige Aufhebung der Schaffenslust wird vollends auch in diesen Bezirken herbeigeführt, wenn ihr Ertrag einem Zinsnehmer zufließt, der auch nicht die leiseste Berührung mehr mit der Leistung selbst hat. Daß all die Entwickelungen, die diese Minderungen der Schaffenskraft und Schaffenslust in tausend Formen bewirkt haben, nothwendig waren, daß sie nicht an einem Tage, vielleicht nicht einmal in einem Jahrhundert umgebogen werden können, daß Dies am Wenigsten in den Formen kleinlicher Vermittelalterlichung geschehen kann, ist offenbar. Aber eben so gewiß darf auch der heutige Imperialismus des Großgewerbes nicht endgiltig durch den Massen- und Genossenschaftbetrieb des Sozialismus, mit dem er trotz aller Gegensätzlichkeit die auffälligste Verwandtschaft hat, abgelöst werden. Warum sollte nicht gelingen, die Maschine, nachdem sie so viel Eigenheit und Persönlichkeit des Gewerbetreibenden zerstört hat, wieder in den Dienst des Einzelnen zu stellen, die tausendfach gewaltsam zusammengefaßte Hervorbringung wieder tausendfach zu zerspalten und die Massenerzeugung auf die Formen gewerblicher Erzeugung zu beschränken, wo sie am Unentbehrlichsten und zugleich am Unschädlichsten ist? Und die Technik, die uns so unerhört viele Persönlichkeitwerthe zerstört hat, macht zuletzt gar diesen Schaden wieder wett: wenn uns der durch eigene Kraft bewegte Wagen von dem Massenzwang der Eisenbahnen zu lösen beginnt, wenn die Vertheilung der elektrischen Kraft auch dem Kleinbetrieb Segen zu bringen anfängt, so mögen Das leise Zeichen der Wandlung sein.

Es ist unnöthig, zu sagen, daß der Handel gleiche Bahnen verfolgt hat, daß in Sonderheit der Geldhandel unseres Jahrhunderts außerordentliche Verfeinerungen für das Schaffen der Wenigen, Führenden, aber noch mehr Ertötung eigener Leistung durch die Massenvereinigung von Hunderten zu Großunternehmungen herbeigeführt hat. Hiergegen die Rückkehr zu dem alten, trägen und ungeschulten Kleinbetrieb des Krämers anzurathen, wäre eben so falsch wie fruchtlos. Aber warum könnte nicht der Einzelne, nachdem er durch die strenge Schulung des Großbetriebes gegangen ist, nach Jahrzehnten wieder so viel Selbstzucht erlangt haben, um die Selbständigkeit zu verdienen, die man ihm jetzt vielleicht meist mit Recht genommen hat?

Alle Thätigkeit der Menschen, die Werthe des äußeren Lebens schafft, ist voll von Formen des Uebergreifens der Schaffenslust: die starken Einzelnen bemächtigen sich der Kraft des schwachen Einzelnen und machen sie sich unterthan. Unter diese Formel läßt sich fast aller bisherige Verlauf der Geschichte des wirthschaftlichen Hervorbringens der Menschheit bringen. Und es wäre müßig, darüber zu klagen: ohne Zweifel hat auf langen Strecken dieses Weges die Schaffenslust der Starken neue Erfolge und, was mehr ist, neue Kräfte errungen. Dennoch läßt sich aus den Schädigungen, die dadurch allen Schwachen, zuletzt selbst den Starken erwachsen, hier zuerst das Gebot ableiten, das allem Schaffen gelten soll. Der Schaffende soll in jedem Stück seinem Schaffen dienen, aber er soll das Schaffen der Anderen ehren, es nicht stören oder gar zerstören.

Der tiefste, allgemeinste Grund dieses Gesetzes ist dieser: da die Schaffenslust des Einzelnen ihr Recht nur aus dem Leben schöpfen kann, so soll sie das Leben selbst fördern, wo immer sie es findet. So möge das Ich den Anderen sich dienstbar machen, seine Kraft der eigenen unterordnen: aber nie durch Zwang, auch nicht durch den mittelbaren der wirthschaftlichen Nothlage, und nie so sehr, daß der Anderen Kraft dadurch gemindert wird. Tausenden und Abertausenden unter uns ist zu dienen bestimmt und sie sollen dienen; aber als Freie und ohne Schaden. Damit ist ohne die mindeste Anleihe beim Hingabetrieb, bei der Liebe zum Anderen, zum Nächsten die stärkste Schutzwehr für dessen Wohl aufgerichtet.

— —

Wie alle Formen des handelnden Lebens, die äußere Werthe schaffen, mit einigem Recht dem Erwerbstrieb untergeordnet werden können, so alle anderen dem Machttrieb, mit Einschluß seiner Unterform des Kampftriebes. Ist alle wirthschaftliche Ordnung vom Erwerbstrieb, so alle gesellschaftliche vom Machttrieb geschaffen, wobei doch der eine stets in die Bezirke des anderen übergreift. Jede Art menschlicher Gemeinschaft, von der engsten und zartesten der Ehe bis zur stärksten und größten, zum Staat, ist von Schaffenslust, die sich in Machtlust äußert, ins Leben gerufen und fort und fort beeinflußt.

Die Macht ist ursprünglich der unbestreitbare Besitz des Einzelnen: denn sie ist die Willensbestimmung des Ich über sich und den ihm erreichbaren Bezirk der Außenwelt. Aber wiederum ist alle Geschichte der Menschheit einem einzigen, ins Unendliche fortgesetzten Beweise gleich zu achten, daß auch diese Form der Schaffenslust nicht bei sich selbst Halt macht, sondern in den Bereich des Anderen übergreift. Ja, es wäre vielleicht nicht zur Ausbildung des Begriffes Macht gekommen, hätte dieses Uebergreifen nie stattgefunden. Vielleicht hätte man die Selbstbestimmung des Ichs kaum als Macht erkannt: Macht im betonten Sinn ist immer nur Macht des Einen über den Anderen.

Das Wesen der Macht ist dann am Leichtesten zu fassen, wenn man sie als eine ungefähr gleichbleibende Menge von Verfügungrechten über das Handeln der Einzelnen vorstellt. Diese Menge kann nun in der verschiedensten Weise vertheilt werden. Der Einzelne kann den an sich auf ihn entfallenden Antheil fast ganz festhalten und er kann ihm fast ganz genommen werden. Sie kann auf Einzelne, auf Wenige, auf Viele übergehen. Und alle Vielgestaltigkeit der Familien- und Standes-, der Klassen- und Staats-Ordnungen läßt sich an diesem Maßstab abtragen. Immer wieder werden, auf Kosten der Einzelnen, Machtmassen gebildet, die in irgend welcher Abgrenzung, in irgend welcher Gliederung, in irgend welchem Bruchtheil der Menschheit Einzelnen oder Körperschaften übertragen werden.

Der stärkste Gegensatz, der im bisherigen Verlauf der Geschichte menschlichen Gesellschafthandelns sichtbar geworden ist, mag der zwischen Urzeit- und Gegenwart-Menschen sein. Noch in dem wohlgegliederten und kriegerisch wie staatlich sehr erfolgreichen Gemeinwesen der Irokesen stand dem Einzelnen das Recht zu, an jeder kriegerischen Unternehmung, die in Stamm, Völkerschaft oder Siedlerschaft jeweilig angesagt war, sich zu betheiligen oder nicht zu betheiligen, je nach freier Willkür. Und tief unter dieser Stufe eines großen und reich ausgebildeten Urzeitstaates lassen sich bei den lebenden Urzeitvölkern tausend Fälle nachweisen, in denen dem Häuptling oder den Häuptlingen einer Siedlerschaft nur ein Mindestmaß von Leitungbefugnissen, kaum mehr als die Führerschaft im Krieg, eingeräumt ist. Der heutige Mensch aber ist, gleichviel, ob im Freistaat oder unter unumschränkter Einzelherrschaft, mit tausend Banden in seiner Bewegungfreiheit gefesselt. Die neuste Form der stärksten Einzelherrschaft, der Imperialismus, mehrt diese Bande für das ganze Volk sehr, für den Einzelnen kaum allzu beträchtlich und der freie Genossenschaftstaat eines zukünftigen Sozialismus würde sie in manchem Betracht nur vermehren.

Fragt man nach den Werthen, die der befriedigte Machttrieb der Schaffenslust des Ichs bereitet, so ist Eins sehr auffällig: das an sich inhaltleere, rein formhafte Gepräge aller Staats- ja, aller Gesellschaftordnungen. Der Staat ist eine Form, nie ein Inhalt, ein Mittel, nie ein Zweck der Menschheit; er

ist eine Mechanisirung des Lebens. Und hier liegt aller Fluch der Unfruchtbarkeit beschlossen, der von je auf alles staatliche Schaffen der Menschen gelegt worden ist. Der Staat konnte viel Leben schützen, auch hemmen, auch zerstören, nie eigentlich Leben schaffen: Das war noch immer Sache der Einzelnen. Nun aber ist Art der Menschen auch, die Form des Lebens zum Selbstzweck, zur einzigen Aufgabe zu machen, und Tausende der stärksten Einzelnen haben ihr Genügen daran gefunden, diese Form zu erhalten oder neu zu schaffen. Geist und Handeln der Völker ist in gewissen Zeiten fast völlig von der Umgestaltung dieser Form eingenommen gewesen. Und unerhört viel Kraft, viel Schönheit der Geberde ist im Dienst dieser Ordnungfragen der Menschheit, der Völker und oft noch des kleinsten Bruchtheiles von Völkern lebendig geworden. Um wie viel tausend bunte Farben würde das Bild der Menschheitgeschichte ärmer, wollte man die Gedanken Königthum, Adel aus ihm löschen!

Sehr auffällig ist aber auch an dieser Entwickelungreihe, daß sie der Gegenwart zu sich in immer tiefere Niederungen der Massenmäßigkeit und der Mechanisirung senkt, so daß sich hier ein seltsam ähnliches Widerspiel zur Gestaltungsgeschichte des Erwerbschaffens der Menschheit findet. Mit gewissen Rückfällen und Umwegen, die vernachlässigt werden können, bewegt sich die Linie der Staatsbildung von kleinsten zu kleinen, zu mittleren, zu großen und schließlich größten Einheiten. Nun aber haben für die Entfaltung des Machttriebes die mittleren Stufen offenbar die umfassendste Möglichkeit der Auswirkung geboten. Die Dynasten des späteren Mittelalters waren nicht allein zahlreicher, nein, auch ungehemmter in ihrer Kraftentfaltung als irgend ein späterer Fürstenstand. Hält man die Ausbildung gebietender Persönlichkeit für ein wünschenswerthes Ziel menschlicher Schaffenslust, so ist es damals sicherlich öfter als je nachher und in der schönsten Haltung erreicht worden. Deutschland und Italien haben auf dieser Stufe die reichste Entwickelung aufzuweisen. Zwar sind wir gewohnt, ihren Zustand für den unseligsten zu halten: doch darin urtheilen wir ganz einseitig vom Standpunkte des Volks- und Einheitstaates späterer Zeiten. Wie könnte der italienische Stadtherr der Frührenaissance durch irgend ein Fürstenbild der folgenden Jahrhunderte übertroffen gedacht werden? Schon der unumschränkte Herrscher des siebenzehnten Jahrhunderts war viel stärker an den Staat gebunden, einerlei, ob er sich als seine Verpersönlichung oder als seinen ersten Diener betrachtete. Dazu gelangten viel weniger Einzelne an diese bevorzugte Stelle und immer seltener wurde die Möglichkeit, daß der Zufall der Geburt einen sehr Starken zur Höhe führe. Ruft man sich auch ins Gedächtniß, daß die unumschränkte Königsherrschaft dieser Zeiten schon in ihrem Namen weit mehr auf die unbegrenzte Bewegungfreiheit des Herrschers als auf die Staatsform des von ihm geleiteten Volkes weist: wie wenige unter den gekrönten Häuptern des sieben-

zehnten und achtzehnten Jahrhunderts haben ihre Schaffenslust ins Größte reichen lassen! Den Bevorzugten gegenüber, die doch so selten nur die Möglichkeiten ihres Wirkungbereiches ausschöpften, standen schon damals ganze Völker von Unterthanen, also fremdem Willen Unterworfenen, im Recht der eigenen Willensbestimmung Beengter oder Verkürzter! Wer wollte behaupten, daß der Verlust, den die Hunderttausende an Macht- und Schaffensmöglichkeiten erlitten, ausgeglichen worden sei durch den Gewinnst der Zwanzig oder Fünfzig Bevorrechteten? Mit der Vergrößerung der Staaten im neunzehnten Jahrhundert ist dies Verhältniß noch stärker herausgetrieben; und sind die Herrscher gebundener geworden, so hat der Einzelne im Volk kaum mehr Bewegungfreiheit errungen. Und die Entwickelung der Machthaber mittlerer Stufe, mögen sie nun Beamte oder Volksvertreter geheißen sein, hat denselben Weg eingeschlagen. Wir tadeln so oft die Inhaber mittelalterlicher Aemter, daß sie immer wieder sich und ihre Stellen dem Staat entfremdeten. Und doch läßt sich dies Verhältniß auch von der entgegengesetzten Seite aus ansehen. All diese Grafen und Herzöge, die ihr Amt so unabhängig wie möglich zu machen, ja, es sammt dem zugehörigen Grundbesitz in ihr erbliches Eigenthum zu bringen trachteten, erstrebten damit im Grunde nichts Anderes als: wenigstens das eigene Haupt dem Joch des allmächtigen Staates zu entziehen. Und so noch thaten die Adelstände des siebenzehnten Jahrhunderts, aus deren Schriften doch ein letzter Hauch vom Freiheitdrang der Urzeitgermanen weht. Alle Beamten des neunzehnten Jahrhunderts, auch die höchsten, alle Volksvertretungen, auch die trotzigsten, haben diesen ihren Vorgängern gegenüber einen außerordentlichen Stellungverlust erlitten. Tausend Ordnungen, tausendmal tausend Verordnungen schnüren die zu Heeren angewachsenen Beamtenschaften auf Schritt und Tritt ein und das rastlose Klappern dieser Aktenmühlen übertäubt jede Erinnerung daran, daß sie nur Werkzeuge, nicht Zwecke des Lebens sind. Die gewollte Einförmigkeit nicht allein der Handlungen, nein, auch der Menschen selbst schränkt die Möglichkeit schöpferischer Beherrschung dieser Formen des Daseins mehr und mehr ein. Auch für die Gestaltung dieser Formen sind hundert neue, höhere Satzungen gefunden, die zu ändern auch die Stärksten ihre beste Kraft aufwenden müssen. Zuletzt bleiben in einem großen geistvollen Volk nur ein oder zwei Dutzend Männer übrig, die die Möglichkeit haben, nicht einmal durch Handhabung, sondern eher durch Umformung dieser riesenhaft eintönigen Mechanisationen des Daseins sich schöpferisch zu bethätigen. Vielleicht kann dieser Zustand als ein Gipfel höchster Arbeitstheilung und Arbeitersparniß gelten; dem freien Spiel der Kräfte des Ichs setzt er die stärksten Bollwerke entgegen.

Krieg ist gewaltsame Staatskunst: und so ist Kampflust der zum Angriff vorgehende Machttrieb. Noch hier lugt die spielende Lust alles menschlichen

Thuns hervor, ja, sie wird hier fast am Sichersten offenbar: ein erregenderer Einsatz als der eigene Tod ist im Spiel des Lebens nicht denkbar. Dazu ist der Kampf die wechselvollste, rascheste Art des Handelns; und wer erwägt, wie tiefen Einfluß Schrittmaß und Geschwindigkeit unserer Thätigkeiten auf die Werthe haben, die die Seele ihnen beilegt, kann leicht ermessen, daß im Streit die höchsten Reize ausgelöst werden. Mit ihnen mischen sich schlechthin genießerische Antriebe sehr viel trüberen Ursprunges: Blutdurst, Grausamkeit, Zerstörungluſt, die aber doch nicht ohne jede Beziehung zum Machttrieb gedacht werden können und in gewissem Sinn nur seine äußersten Auswirkungen sind.

Die schöne Trunkenheit der entschlossensten That, zuweilen auch wohl der Blutrausch, sind es, die den Völkern der Gegenwart noch den Krieg erwünscht machen. Die Kampfluſt soll mit dem niederen Rausch des Alkohols nicht verglichen werden, denn sie erfordert eine äußerste Anspannung guter Kräfte Leibes und der Seele und sie hat der Menschheit die schöne Geberde Dessen gegeben, der noch sein Leben anmuthig zu verschenken weiß. Doch nach jenem niederen wird auch dieser höhere Rausch einmal dahinschwinden und damit der eigentliche seelische Anreiz für den Krieg und der Krieg selbst. Wenn gegen den Machttrieb eingewandt werden kann, daß er fremdes Leben, fremdes Schaffen störe, hemme, herabdrücke, so ist gegen den Kampftrieb als Zerstörer des Lebens das Gebot, das dem Schaffen des Ichs das Schaffen der Anderen zu ehren auferlegt, noch mit viel mehr Grund anzurufen: auch jetzt wieder ohne die mindeste Rücksicht auf die Rathschläge gleicher Richtung, die uns der Hingabetrieb zu ertheilen pflegt. Gleichviel, aus welchem von diesen beiden Beweggründen: die Entwickelung der Menschheit hat von Stufe zu Stufe die Zahl der Kriege herabgemindert. Die heutige Friedensbewegung ist nur der Abschluß einer langen Thatsachenreihe, die eine Erweiterung des Umfanges und eine Verminderung der Häufigkeit in selten gepaartem gleichmäßigen Fortschritt zeigt.

Ueberblickt man nämlich die einzelnen Stufen der neueuropäischen Geschichte vom frühen Mittelalter ab, so findet man zu Anfang einen auffälligen Mangel an großen Staatskriegen, an den Völkerstreiten, die wir heute allein Kriege nennen, zugleich aber eine Fülle von örtlichen und Gebietsfehden. Vom späten Mittelalter an hat die wachsende Staatsmacht diese kleineren Kampfformen mehr und mehr eingeengt, schließlich unterdrückt. Freilich wurde so nicht der Kampf als solcher eingeschränkt: er wurde vielmehr nur in andere Formen übergeleitet. Denn nun, vom Ende des späten Mittelalters an, mehrten sich die Staatskriege mit jedem Jahrhundert in steigender Zahl. Das achtzehnte Jahrhundert, das den Höhepunkt dieser Entwickelung bezeichnet, zeigt eine kaum abreißende Kette solcher Völker-, besser: Herrscherstreite, wobei doch

nicht zu vergessen ist, daß auch diese Anzahl von blutigen Zusammenstößen gering ist im Vergleich mit den spätmittelalterlichen Ortsstreitigkeiten. Erst die neuste Zeit, das neunzehnte Jahrhundert, bringt, in Gestalt des fortschreitenden Friedensgedankens, das letzte mögliche Schlußglied dieser Entwickelungskette, ohne es doch, ganz im Gegensatz dazu, an einer Erweiterung, ja, einer Vertiefung des Kampftriebes ermangeln zu lassen. Denn erstens ist freilich die Zahl der Staatskriege, im Vergleich zum achtzehnten Jahrhundert, auf ein Mindestmaß herabgegangen, aber die Kehrseite des Bildes ist eine außerordentliche Steigerung der Kriegsmittel, insbesondere der Heeresziffern; nur die Blutigkeit der Schlachten hat im Verhältniß abgenommen. Am Schwersten mag wiegen, daß aus den Staatskriegen Völkerkriege geworden sind, daß nicht streitende Kabinete, sondern leidenschaftlich einander abgeneigte Völker sich entgegenstellen.

Beide Entwickelungreihen mögen sich in Zukunft noch eine Zeit lang fortsetzen. Fast scheint es, als werde der Menschheit das schwere Unglück eines Riesenkampfes zwischen den beiden führenden Germanenvölkern nicht erspart bleiben, als solle noch einmal, wie zu den Zeiten der Wikingerschiffe der Nordmannen und der Birlinge der Briten, das grüne Wasser des Nordmeeres vom Blut der Kämpfenden geröthet werden. Aber mit diesem äußersten Aufbrausen der Kriegsleidenschaft und des purpurnen Taumels der Freude am waghalsigsten Spiel wird vielleicht der Kampftrieb der höchsten Menschheit seine letzte Lust gebüßt haben; und jedenfalls wird einmal der Morgen eines tausendjährigen Friedens anbrechen.

Für heute ist wichtiger, zu betrachten, daß die vorschreitende Entwickelung des Krieges selbst eine Richtung genommen hat, die der des Staates nur zu ähnlich ist. Jede Verminderung der Anzahl der Kampfgelegenheiten ist zugleich eine Verminderung der selbständig Kämpfenden gewesen. Als der stark um sich greifende Staat den kleinen Gebietsherren und den Rittern auf ihren Burgen ihr Waffenhandwerk legte, da ging viel Unrecht, aber auch viel stolze Freiheit aus der Welt. Denn ihre Kampflust hatte sich so auswirken können, daß ihr Streiten noch ein Schaffen war. Vor Niemandem in der Welt das Haupt zu beugen: Das war ja recht eigentlich Lohn und Preis ihres Kämpfens gewesen. Und wenn sie den Regeln ihres blutigen Gewerbes folgten, so thaten sie es auch, Jeder so nach eigener Willkür wie auf eigene Gefahr. Kein Edelmann, der in die neuen größeren Schlachthaufen der Fürsten trat, behielt das alte Maß von Selbstbestimmung und Bewegungfreiheit. Und je länger die Schlachtreihen, je strenger die Ordnungen der Heere wurden, desto geringer wurde dies Maß. Die ersten Bandenführer Italiens waren noch frei und stark genug, den Fürsten und Städten, die sie in Dienst nahmen, das Gebot ihres Willens aufzuerlegen. Die Hauptmänner der Landsknechte waren schon

in engere Dienstbarkeit gezwungen. Und wenn die Obersten und Feldherren des Dreißigjährigen Krieges noch viel drohende Unabhängigkeit bewahrten, wenn selbst die Hauptleute des achtzehnten Jahrhunderts ihre Compagnien in Entreprise hatten, so hat der Offizier der Gegenwart eine Stellung, der an Persönlichkeitverlusten, ja, an Demüthigungen zu unserem Glück wenige andere gleichkommen. Und immer größer ist wohl der Umfang, immer feiner die Gliederung der Mittel und Werkzeuge des Krieges, immer schwieriger die Kunst, immer lockender also auch das Ziel, sie zu beherrschen, geworden, aber immer kleiner wird auch die Zahl Derer, die alle Wonnen dieses Schaffens auskosten. Gewiß: der Bezirk beherrschender Wirkung ist für den Feldherrn in unserer Zeit zu ungeheuren Maßen ausgeweitet worden, in den Wenigen ist die Lust dieser leidenschaftlichsten, raschesten Bethätigung des Machttriebes bis ins Aeußerste gesteigert, an die Entschließungen von Stunden, ja, Minuten ist das äußere Schicksal ganzer Reiche geheftet. Und noch bis dort hinab auf der Stufenleiter der Heeresordnung, wo wahrhaft selbständige Entschließung, wo die eigenwillige Führung einer Heereseinheit möglich ist, reicht vielleicht ein Bruchtheil der alten Freiheit des Kampftriebes. Aber Tausenden von Denen, die stark genug wären, sich selbst und einer Zahl von Männern ein Führer zu sein, ist sie übel gefesselt und verschränkt, oft bis zum Zerrbild herabgemindert. Wir pflegen mit herablassender Geringschätzung und nicht ohne ein leises Lächeln auf die alten Zeiten herabzusehen. Gilt es die Persönlichkeitwerthe, so möchte eher ein freier Edelmann des späten Mittelalters Ursache haben, auf seinen Enkel, den dreizehnten Hauptmann im zweihundertsiebenzehnten Regiment, herabzusehen.

Wenn einst mit dem Kampftrieb selbst alle diese Sorgen geschwunden sein werden, so wird seine lindere Schwester, die Lust am Wettbewerb, doch nie zu entbehren sein. Wir schelten so oft den Neid, nicht allzu gerecht: denn mag er auch tief im Genußtrieb wurzeln und nur aus dem Schmerz geboren sein, bei Anderen ein Genießen zu sehen, das dem eigenen Ich erwünscht und doch versagt ist, so ist der Ansporn, der von ihm ausgeht, so weit er sich nur in Schaffen, nicht in Schädigung umsetzt, vielleicht nur auf einer sehr hohen Stufe der Selbsterziehung zu entbehren. Der Wettbewerb, der so angestachelt wird, treibt heute und wird noch lange viele Formen des Schaffens stärker treiben, als ohne ihn geschehen könnte. Den anderen, lauteren Wettbewerb aber, der nicht höheres Genießen, nur höheres Schaffen ersehnt, möge aus dem Uhrwerk unserer Seele nie müde Leidsäligkeit entfernen: er ist seine stärkste Triebfeder.

Schmargendorf. Professor Dr. Kurt Breysig.

Fromme Kurpfuscher.

Mit seinem feinen, klugen, menschlichen Jesusbilde hat Gustav Frenssen seinen jungen evangelischen Amtsbrüdern, die zwischen Dogma und wissenschaftlicher Erkenntniß wie zwischen fensterlosen Mauern eingeklemmt waren und nicht wußten, wie sie ihr ehrliches pastorales Bestreben bethätigen und doch dabei anständige Menschen bleiben sollten, eine Thür geöffnet, durch die sie wieder erhobenen Hauptes ins Freie treten können. Vorausgesetzt, daß das Kultusministerium und die hohen Konsistorien Vernunft annehmen und Frenssens Jesus den Passirschein nicht verweigern, wird es einer großen Schaar von ehrlichen und talentvollen jungen Geistlichen der evangelischen Kirche nun wieder möglich sein, voll edlen Schwunges und schöner Begeisterung das Evangelium des Menschensohnes zu predigen. Sie werden alle Ursache haben, dem holsteiner Poeten für die Befreiung aus schwerer Gewissensnoth dankbar zu sein. Sie werden eine neue Art freundlicher Begeisterung finden, die vielleicht auch ein neues Publikum in die Kirche zu locken vermag, nämlich den großen geistigen Mittelstand, der zwar zu selbständigem Denken nicht befähigt, aber doch durch seine moderne Bildung bereits in die Opposition gegen ein starres Kirchenthum getrieben worden ist und seine Gemüthsbedürfnisse durch den Katechismus nicht mehr befriedigen kann. Das ist immerhin Etwas. Das ist sogar recht viel: denn es bedeutet die Ueberwindung des Lutherthumes. Die selbständigen Geister freilich, die durch die Schule der modernen Wissenschaft gegangen sind, werden überlegen lächeln und sagen dürfen: Der liebenswürdige Poet hat eitel Selbstverständlichkeiten auf den Markt gebracht. Er hat seinen Binsenwahrheiten in reichlich manierirtem Stil eine Aufmachung zu Theil werden lassen, die sie dem Geschmack des modernen Bildungsnob angenehm macht; er hat Jesus von Nazareth salonfähig gemacht, — so lange, bis der Heiland von einer anderen „Aktualität" abgelöst wird.

Das ist auch richtig. Daß die Menschheit sich nicht für ewige Zeiten ihre Stellung zur christlichen Heilslehre von einem emanzipirten Mönch des sechzehnten Jahrhunderts diktiren lassen kann, und sei dieser Mönch auch der erfreulichste Draufgänger seiner Zeit gewesen: Das bedarf wohl keines besonderen Beweises. Und daß auch ohne Frenssen sich schon viele ehrliche Freunde des Christenthumes für ihren Privatgebrauch einen rein menschlichen Jesus zurechtgemacht haben, wird auch Niemand bezweifeln. Auch David Friedrich Strauß und Ernest Renan und viele Andere haben vor Frenssen suchende Seelen dem Menschensohne zugeführt.

So müssen wir denn sagen: Frenssens Verdienst besteht darin, durch das Ansehen seiner Persönlichkeit, durch seine wissenschaftliche und dichterische

Berufenheit die Frage nach der Bedeutung der Jesuslehre für die Gegenwart wieder einmal und in einer Weise zur Diskussion gestellt zu haben, daß diesmal auch die religiös Indifferenten, die heillos Oberflächlichen daran theilzunehmen gezwungen sind. Ob aber das religiöse Leben oder gar die Kirche der Gegenwart davon einen merklichen Vortheil haben werden, scheint mir recht zweifelhaft. Eins ist sicher: der katholische Klerus hat alle Ursache, dem holsteinischen Poeten Lorberkränze zu winden.

Es kann keine Religion für die Gesammtheit eines Volkes geben, denn erleuchtete Geister und verfeinerte Gemüther fordern ganz andere seelische Nahrung als die rein animalisch veegtirende große Menge. Es gibt heutzutage noch, wie in allen Blütheperioden menschlicher Kultur, neben den Intellektuellen eine Ueberzahl von Wilden. Und für diese Wilden ist die Kirche mit ihrer Priesterschaft da. Niemals haben die Denker und Forscher, die Bildner und verständnißvollen Genießer der Schönheit in Kunst und Kultur sich um Dogma und Kulte gekümmert. Unter den alten Griechen haben die erleuchtetsten Geister, die Führer des Volkes, des luftigen Göttergesindels, der Eingeweidebeschauer und Orakelschmiede von Herzen gelacht; und mit kynischem Hohn standen die wilden Thatmenschen der Renaissance, ein Papst an der Spitze, vor dem einträglichen Schwindel der Pfaffenschaft. Nie gab es einen großen Geist, der nicht auch ein Freigeist war. Und nie kann es eine Kirche geben, die freie Geister befriedigt. Für die Wilden giebt es aber eben so nur eine rechte Kirchenreligion; und die ist seit dem grauesten Alterthum bis auf die heutige Zeit immer die selbe gewesen. Einzig die Vorstellungen vom Jenseits waren verschieden, durch das Volkstemperament bedingt. Im Uebrigen aber verlangt der Wilde aller Zeiten und Zonen nach dem heilenden Medizinmann, der die bösen Teufel austreibt, nach dem Spezialgott für alle vorkommenden Bedürfnisse, nach dem Wunderthäter und Zeichendeuter. Moses, Buddha, Kong-Fu-Tse, Jesus von Nazareth und Mohammed waren von dem selben reinen Willen beseelt, die Götzen der Wilden zu zerschmettern und die Seelen zur freien Erfüllung der sittlichen Forderungen heranzuziehen; aber die Kirchen, die sich auf ihre Namen gründeten, sind alle nach mehr oder minder langwierigen Kämpfen dahingelangt, die alte, bewährte Ur- und Weltreligion in neuer Verkleidung wieder einzuführen. So haben wir denn heute in der Türkei die heulenden Derwische, im weiten Reich Buddhas die feisten Bonzen und Lamas, die sich an der Fratzenverehrung des Pöbels mästen, haben wir in der christlichen Welt, so weit die römische und die griechische Kirche herrscht, den von Wundmalen bedeckten Leichnam als Vogelschreck gegen fleischliche Gelüste an allen Kreuzwegen aufgerichtet, wunderthätige Heilige, zahllos wie die Sterne am Himmel, und den Priester, der mit dem Weihwedel um Ostern die Behausungen der Gläubigen besprengt und dafür überall einen guten

Tropfen erhält, bis man ihn schwer bezecht auf sein Lager schleppen muß. Die katholische Kirche verdankt ihre auch heute noch ungeheure Macht über die Seelen der gläubigen Wilden keineswegs den verschwindenden Spuren christlicher Lehren, die noch in ihrem Dogma zu finden sind, sondern ausschließlich ihrem resoluten Heidenthum. Die Mirakelbilder, die Prozessionen, die unbefleckte Himmelskönigin, das Fegefeuer und die große Auswahl leicht bestechlicher Heiliger als Vermittler irdischer Wünsche vor dem himmlischen Thron: Das sind die starken Pfeiler ihrer Macht. Für solche drastische Gnadenmittel zahlt der biedere Wilde freudig sein gutes Geld. Und das gute Geld baut Kirchen und Klöster ohne Zahl, in denen sorglose Männer und Frauen einzig zum Wohl ihrer Kirche wirken können, indem sie Kapital und Zins für die Tote Hand ungeheuerlich mehren helfen. Die moderne Welt wird aber vom Kapital beherrscht. Also stimmt die Rechnung dieser klugen Kirche. Sie hat immer nur herrschen wollen; darum hat sie ihr Augenmerk lediglich darauf gerichtet, die Massen sicher in ihre Gewalt zu bringen, die Massen, die durch Furcht vor Strafe und durch Hoffnung auf Belohnung zu jedem Zweck zu verwenden sind. Die Lamas in Tibet haben es eben so gemacht und sitzen fett und lächelnd auf ungeheuren Goldhaufen.

Zwischen dem Geist der katholischen Kirche oder etwa dem des tibetanischen Buddhismus und der Weltanschauung unserer modernen Materialisten ist also kein wesentlicher Unterschied. Beide haben richtig erkannt, daß die Dummheit der Vielen da ist, um von der Intelligenz der Wenigen ausgebeutet zu werden. Beide sehen als das Ziel ihres irdischen Strebens an, in den Besitz von Machtmitteln zu gelangen, die nicht so leicht ihren Werth verlieren können, wenn plötzlich eine andere Parteirichtung im Staat oder eine andere Weltanschauung unter den Intelligenzen die herrschende wird. Das Kapital aufsaugen und damit den wirthschaftlich Schwachen zur Fron zwingen: Das ist bei Beiden oberster Grundsatz. Niemals hat sich die katholische Kirche darauf eingelassen, gefährliche Kompromisse mit der Intelligenz oder gar mit der Wissenschaft zu schließen. Die ganze Welt der Ideen hat sie ignorirt und in den Zeiten, wo die Mächtigen der Erde frivole Freigeister waren, hat sie ihre fähigsten Diener in die Schule galanter Frauen geschickt, um bei ihnen alle Künste geistreich eleganter Frivolität zu lernen.

Die protestantische Kirche hat aber im Grunde nur Dummheiten gemacht. Die Teufel hat sie ausgetrieben, aber den Teufel behalten. Ketzer und Hexen hat sie mitverbrannt, aber hartnäckigen Wilden, die vor der Aussicht auf ein paar Jahre Fegefeuer vielleicht doch zu Kreuze gekrochen wären, die Rechtfertigung durch den Glauben verordnet. Ihre Gnadenmittel nimmt sie nicht bezahlt, aber in die Hände des Staates hat sie sich gegeben und läßt sich von ihm ernähren, wofür sie als Gegenleistung die Gewissenspolizei zu

versehen und die Throne zu stützen hat. Der köstliche Luther hatte noch viel echt volksthümlicher Wildheit an sich. Er konnte noch das höllische Donnerblech schwingen und armen Seelen bang machen. Und nun wird Der von dem seinsinnigen Poeten in Husum auch abgethan! Wovor soll der Papst in Rom nun noch zittern?

Frenssen sagt: „Er (Jesus) hat eine einfache, einzige Wahrheit: Gieb dem Vater im Himmel und Deinen Mitmenschen Deine Seele! Du sollst sehen: Selig bist Du.“ Wie sieht dieser Vater im Himmel aus? Frenssen nimmt seinen Gott als etwas Gegebenes an und definirt ihn nicht weiter. Jeder selbständig denkende Mensch hat aber doch seinen eigenen Gottesbegriff. Wenn Frenssens Jesus, wie er sich schmeichelt, modern denkenden Menschen dazu verhelfen soll, daß sie sich wieder mit Freudigkeit Christen nennen können, so müßte zunächst einmal möglich sein, die unzähligen Nuancen des Gottesbegriffes auf eine Norm zu bringen. Kann Frenssens Jesus zu dem monistischen Gott Vater sagen? Oder hat der Monist darum nicht die Möglichkeit, selig zu werden, weil er sich vielleicht selbst in Frenssens Sinne nicht mehr Christ nennen kann? Muß denn überhaupt ein Mensch, dessen ringende Seele Erlösung sucht, sich Christ nennen?

Die große Masse der „Gebildeten“ besteht doch heutzutage aus religiös indifferenten Menschen. Da sind die groben Materialisten, die nur Machtmittel häufen und Genuß suchen wollen. Da sind die Profitjäger mit feisten Wänsten, die ihre Freßsünden auf den Nachtstühlen von Karlsbad und Marienbad abbüßen und ihre Seligkeit in den Amorsälen beim Pommery suchen. Für Die ist jede Religion zu schade. Die Anderen aber, die Auserwählten, die wirklich ein Seelenleben haben und es mit verfeinerten Sinnen zu beobachten wissen: von ihnen macht Jeder sich doch seinen eigenen Glauben zurecht. Für den höchsten Idealismus hat Nietzsche die Gewißheit des Uebermenschen als stolzestes Ziel hingestellt; für die Anderen ist der Uebermensch ein Gespött und die Herrenmoral ein Zeichen sittlicher Verrohung. Sie hoffen, unter dem Zeichen des Mitleides zu siegen, und halten sich an Schopenhauer und Buddha; auf der einen Seite stehen Naturalisten, die aus ihrer Naturerkenntniß ihr Sittengesetz ableiten wollen; auf der anderen suchen die Aestheten die Menschheit durch höchstes Raffinement der Sinne und der Geisteskultur, durch die Erziehung zur Schönheit glücklich zu machen; bei grüblerisch veranlagten Völkern, welche die geographischen Lebensbedingungen zur Einsamkeit verurtheilt haben, wie bei vielen norwegischen und russischen Stämmen, blüht ein eigensinnig verbohrtes, aber sittlich recht fruchtbares Sektenwesen, das dem Christenthum gar absonderliche Formen verleiht; uralte Verirrungen des Menschengeistes werden von abstrusen Köpfen hervorgesucht, bei den fremdesten Kulturen werden Anleihen gemacht, pseudowissenschaftliche Spielereien mit hieratischem Pomp

zur Philosophie gestempelt, — Alles, um der zerquälten Seele der modernen Wahrheitsucher neue Beruhigungmittel zuzuführen. Mystizismus, Theosophie und Spiritismus finden in dieser nüchternen, aufgeklärten Zeit zahlreiche Anhänger und keineswegs unter dem schlechtesten Menschenmaterial. Im äußersten Osten erringt ein uraltes Kulturvolk, das sich im Handumdrehen die abendländische Wissenschaft und Technik aneignete, unerhörte militärische Erfolge und verblüfft die Welt durch Beweise einer strengen Selbstzucht, die auch überwältigende moralische Erfolge hervorbringt. Es ist ein Volk von atheistischen Vernunftmenschen, das allerdings von Staates wegen einen verbonzten Götzendienst für den Pöbel beibehält. Und man erfährt, daß die Gebildeten dieses Volkes ihre sittliche Kraft aus einer „Bushido" genannten Geheimlehre schöpfen, die auf eine Reinzüchtung von praktischen Egoisten durch eine strenge Willensgymnastik hinauslaufe. Und alsbald stehen in dem Japan geistig so verwandten Nordamerika viele Propheten dieser modernsten Heilslehre auf und überschwemmen die Welt mit Brochuren, die die verlockendsten Titel führen: „Wie werde ich energisch?" „Macht der Hypnose". „Der persönliche Magnetismus". Und so weiter. Alle diese Verkünder der modernsten Heilslehre lassen jede Spekulation über die letzten Dinge fallen und suchen nur die Frage zu beantworten: Wie erhalte ich meine physische und geistige Kraft, wie dränge ich fremden Einfluß zurück und wie mache ich meinen Willen geltend? Nicht den Frieden der Seele in einer Beruhigung der Zweifel an der Vernunft und Gerechtigkeit der Weltordnung, nicht eine Entschädigung für irdische Leiden durch jenseitige Freuden, sondern einzig und allein den sofortigen Erfolg angestrengter Arbeit und möglichst lange Erhaltung der Arbeit- und Genußfähigkeit in diesem Leben suchen diese modernsten Heilsverkünder. Sie stellen wohl auch sittliche Forderungen auf, aber nur, weil die Sittlichkeit der geistigen und körperlichen Gesundheit zuträglich ist, die allein zum Erfolg führt. Und der Erfolg ist in der großen Weltgemeinde der nüchternen Arbeiter der einzige Gegenstand göttlicher Verehrung.

Schon diese flüchtige Betrachtung zeigt uns, daß es für die Menschen, sobald sie sich aus dem Zustande der Wildheit zu einem einigermaßen selbständigen Geistesleben emporgerungen haben, eine allgemein giltige Form der Religion nicht mehr geben kann. Der denkende Mensch kann sein religiöses Bedürfniß nicht durch Andere befriedigen lassen, weil eben jedes bewußte Ich ein individuelles Leben führt. So wird es also wohl für alle Zeiten dabei bleiben, daß die offiziellen Staatsreligionen nur für die vegetirenden Wilden da sind, um deren gemeingefährliche Instinkte im Zügel zu halten, während das Bestreben aller spekulativen Denker, aller theologischen Wissenschaft, aller Ethiker und Moralisten nur danach trachten kann, den ringenden Geistern und suchenden Seelen neue Nahrung- und Beschäftigungmittel zuzubereiten.

Es hat gar keinen Zweck, etwa das Christenthum oder irgend eine andere von einer Volkskirche gestützte Religion durch die Wissenschaft retten oder durch geschickte Kompromisse für die Bedürfnisse der Intellektuellen modernisiren zu wollen. Es giebt nur einen praktischen Weg, um über das Gaukelspiel der Kirchen hinaus und zu einer allgemeinen Vertiefung der Sittlichkeit zu gelangen: und der besteht darin, daß man in geduldiger Arbeit von unten her die Wildheit bekämpft. Was den gebildeten modernen Großstädtern von den Kanzeln und Kathedern gepredigt wird, ist ziemlich gleichgiltig; aber was der Volksschullehrer den Kindern der dumpf in den Tag lebenden Massen beibringt, ist von entscheidender Wichtigkeit. Die meisten Staaten der alten Welt glauben immer noch, daß es leichter sei, Wilde zu beherrschen als denkende Menschen, und darum nehmen sie die Kirche gegen den guten Volksschullehrer in Schutz. Und doch müßte der Eifer, den die gesammte Pfaffenschaft von je her beim Kampf um die Volksschule entwickelt hat, Jedem die Augen öffnen, der überhaupt sehen will. Die Pfaffenschaft fürchtet nicht, daß die weltliche Schule unkirchliche, also in ihrem Sinn irreligiöse Menschen erziehen, sondern daß die mit ehrlichem Wissen und humanen Idealen genährte Jugend im reifen Alter das Joch der Pfaffenherrschaft lachend abzuschütteln fähig sein könnte.

Frankreich hat sich jüngst wieder durch die energisch durchgeführte Trennung von Kirche und Staat an die Spitze der Civilisation gestellt und giebt damit der Welt die willkommene Gelegenheit, eine Probe auf das Exempel zu machen. Führt die Entkirchlichung der Volksschule wirklich nur dazu, die Menschheit noch mehr zu amerikanisiren, zu einer Heerde nüchterner Arbeitsthiere zu erniedrigen, deren einzige Ideale Erfolg und Genuß sind, dann hat der liberale Gedanke das Spiel verloren und die Sozialdemokratie kann ihr großes Erntefest feiern; gehen aber aus der freien Schule freie Menschen voll neuen, freudigen Selbstbewußtseins hervor, die nicht jeder Massensuggestion hilflos unterliegen, sondern ihren Stolz darein setzen, auch sittlich auf eigenen Füßen zu stehen, dann hat die Volkskirche ihren Beruf erfüllt und der Staat kann sie getrost ihrem Schicksal überlassen. Die nächste Generation schon wird aus dem Vergleich der sittlichen Befähigung deutscher und französischer Jugend der untersten Klassen wichtige Belehrung schöpfen. Daß uns im Warten die Weile lang wird, brauchen wir nicht zu besorgen: wir haben ja in unseren Parlamenten die klugen Männer mit ihren lichtvollen Reden, wir haben Professoren und Poeten, Kleriker und Laien in Hülle und Fülle, die sich mit Eifer bemühen, unsere Gewissen zu wecken, an unserem Glauben herumzudoktern und unsere armen Seelen selig zu machen.

Darmstadt. Ernst Freiherr von Wolzogen.

Verse.

Ich schreite durch der Masken dunkle Gänge.
Noch weiß ich nicht, wohin der Weg mich führt;
In ferner Tiefe wogen Nebelhänge
Und fremder Schauer hält mein Herz umschnürt.

Da tratest Du mir blaß und still entgegen,
Mit Augen groß, der Blick wie ausgebrannt;
Es trug Dein Kleid die Spur von vielen Wegen,
Die Silberampel schwang in Deiner Hand.

Auf Deinem Haupte lag es noch wie Flimmer
[illegible] . . .
Ich sah ihn, überflort von Thränen Schimmer;
Ich weiß nicht, wessen Schmerz sie aufgestört.

Wie eine Harfe, deren Klang vergessen,
Schaut meine Seele stumm aus Dir mir nach.
Ich geh . . . An mir will ich kein Leben messen,
Das Saitenspiel in meiner Brust zerbrach.

Was starrst Du reglos auf den Sarg von Glas?
Das Zaubergift hat rechte Frucht getragen;
Die Schönheit liegt darinnen tot und blaß;
Nun kann die Königin den Spiegel fragen.

Der Spiegel lacht . . . Was harrst Du noch am Sarg
Und streichelt ihn mit müden, bleichen Händen?
Du weißt doch: was die Gruft erst einmal barg,
Das kann nie wieder anders sich vollenden.

In Märchen nur sprengt das kristallne Thor
Der Morgenglanz nach dreien bangen Tagen;
Hier wacht der Tod . . . Und in die Nacht empor
Verrauschen auch die süßesten der Klagen.

Es flackern in der Halle matt die Kerzen,
Der Weihrauchnebel schwimmt noch in der Luft;
Verstummt die Worte und verstummt die Herzen . . .
Die letzte Flamme lodert auf der Gruft.

Frührosen, weiße Lilien und Narzissen
Hat auf den Marmor eine Hand gestreut.
Wie Sternenglanz aus dichten Finsternissen,
Wie Sonntagsglocken aus der Kinderzeit.

Und leise wirst Du tasten Dich die Wege,
Woher Du kamst, zurück in jenes Land;
Und in der Träume silbernes Gehege
Führt Dich für immer eine blasse Hand.

Auf dem Magnetberg das kristallne Schloß:
Dahin bin einst als Thor auch ich gezogen;
Die Nägel flogen fort, es barst das Floß,
Schiffbrüchig warfen mich ans Land die Wogen.

Die scharfen Stufen klomm ich dann empor,
Glassplitter schnitten blutig meine Sohlen;
Und schrill umgellt von der Dämonen Chor,
Stieg ich hinan, die Krone mir zu holen.

Das Schloß, es funkelte im Sonnenstrahl,
Doch öd der Garten, schweigend die Terrassen;
In toter Pracht erschimmerte der Saal,
Die Krone fort . . . Leer Alles und verlassen.

Nun braust der Wind eintönig seinen Gang,
Blausilbern um den Fels die Wogen schäumen;
Aus weiter Ferne hallt es wie Gesang,
Wie letzter Gruß von Abendsonnenträumen.

Zu Füßen dieser Treppe, wegbestaubt,
Ruh ich nun still, gelehnt am Pilgerstabe;
In meine Hände sinkt das müde Haupt,
Träume zu träumen, — meine letzte Habe.

Durch Silberschleier seh ich nur die Welt,
Gedämpft verhallt an meinem Ohr ihr Lärmen;
Fern zieht ein Leuchten übers Himmelszelt
Und wie gekommen, lischts in Funkenschwärmen . . .

Hier ist die Treppe. Keinem wehrt mein Stab,
Sein Leben und sein Glück daran zu wagen;
Stürzt er verzweifelt auch vom Fels herab:
Vielleicht wirds ihn auf goldnen Flügeln tragen.

Nur durch den Tod der Pfad des ebens führt;
So spring denn auf, geheimnißvolle Pforte!
Es glüht, es flammt . . . Wer weiß, ob lichtberührt
Sich nicht in Rosen wandeln Deine Worte?

Ein Kirchlein steht im Zauberwald am Rain,
Das Rosen hoch umwuchern und umwildern;

Kaum bricht durchs Glas das Abendlicht herein
Und küßt den Boden scheu mit farbgen Bildern.

Und am Altar, da loht in irrer Gluth
Das heilge Zeichen zu den hohen Kerzen:
Aus rother Wolke rinnts wie rothes Blut
Segnend herab auf ausgebrannte Herzen.

Zur einen Seite schmerzensgroß das Weib,
Das qualdurchbohrt sein Herz vorangetragen.
Zur andern hängt des Mannes wunder Leib,
Vom Leben lachend an das Kreuz geschlagen.

Und leise webt es zwischen ihnen her.
In gelben Flammen sprüht das blasse Schweigen;
Und durch den Weihrauchnebel dicht und schwer
Grüßt sich der Häupter gluthentiefes Neigen.

Die Wunden brennen und es zuckt das Herz
Und dunkler lodern auf die wilden Flammen;
Der ewig alte, namenlose Schmerz
Bricht einmal unter ihrer Hand zusammen.

Die Orgel schwillt: ein qualvoll süßer Klang
Kommt wie ein letztes Träumen durch die Stille;
Aus dunkler Wölbung löst sich das Gerank
Und strömt herab der Rosen rothe Fülle.

Der Altar sinkt in heißen Blumenduft
Und aus der Tiefe neue Wesen steigen;
Aufjubelnd rauschts hernieder aus der Luft
Und grüßend winkt der Englein lichter Reigen . . .

Die Kirche ist seit grauer Zeit verflucht
Als Unraststätte höllischer Dämonen,
Die in Gestalt des Heiligsten verrucht
Noch auf den Trümmern ihres Tempels thronen.

Des Tempels, dem Apollo einst geweiht,
Der hier im Hain sein letztes Lied gesungen
Und dessen Haupt in süßer Einsamkeit
Der Schönheit Göttin noch im Tod umschlungen.

Doch was die Menschheit blöden Sinns gebannt,
Will die Natur nur um so näher haben.
So hat sie diesen Rest vom Märchenland
In Waldesduft und Rosengluth begraben.

Hamburg. Theodor Suse.

Katholische Ehen.

Der Artikel, den ich neulich hier über katholische Ehen veröffentlicht habe, veranlaßt Kirchheims Verlag, mir das zweite Quartalsheft des sechsundachtzigsten Bandes von Verings Archiv für katholisches Kirchenrecht zu schicken. Darin steht das neuste päpstliche Ehedekret für Deutschland, das ich erwähnt hatte. Es beginnt mit den Worten: Provida sapientique cura; und ist vom achtzehnten Januar 1906 datirt; vor Ostern haben es die deutschen Bischöfe veröffentlicht. Der Herausgeber bemerkt, schon im Mai 1901 hätten deutsche Reichstagsabgeordnete dem päpstlichen Nuntius in München die Bitte vorgetragen, das Tridentinische Dekret Tametsi als unverbindlich für alle Mischehen zu erklären, die im deutschen Reichsgebiet geschlossen werden. Die selbe Bitte habe der Erzbischof von Freiburg im Namen der zu Fulda versammelten deutschen Bischöfe direkt an den Papst gerichtet. Der Erlaß sei demnach nicht eine einseitige päpstliche Anordnung, sondern das Ergebniß mehrjähriger Verhandlungen. Die Bischöfe haben natürlich nicht den lateinischen Text auf den Kanzeln verlesen lassen, sondern eine Uebersetzung. Der Bischof von Speyer hat eine umschreibende verfaßt oder verfassen lassen, die verständlicher ist, als die wortgetreue sein würde. Aus diesem Grunde hat sie wohl der Herausgeber im Archiv beigefügt; und aus dem selben Grunde mag sie hier wiedergegeben werden.

„Wie Euch Allen, Geliebte im Herrn, schon aus dem Unterrichte über das Heilige Sakrament der Ehe bekannt ist, will die katholische Kirche, die christliche Ehe solle in der Form geschlossen werden, daß die Brautleute vor ihrem eigenen Pfarrer und zwei Zeugen erklären, daß sie einander zur Ehe nehmen, worauf der Priester ihren Ehebund segnet. Diese Form der Eheschließung hat die Kirchenversammlung von Trient im Jahre 1563 aus den wichtigsten Gründen ausdrücklich als allgemeines Kirchengebot festgesetzt, mit der Bestimmung, daß fortan alle Ehen, die nicht in dieser Form eingegangen sind, ungiltig sein sollen, also nicht als christliche Ehen angesehen werden können. Da jedoch in jener Zeit, als das Konzil von Trient dieses Kirchengebot erließ, in Deutschland leider die unselige Glaubensspaltung ausgebrochen war" (hier wäre ein kleines collegium historicum einzufügen, das ich aber schon neulich gelesen habe), „so fügte die genannte Kirchenversammlung diesem Ehegesetze noch die ausdrückliche Beschränkung bei, daß es nur an jenen Orten Geltung haben sollte, an denen es in feierlicher Weise verkündet werde. Die vorgeschriebene Verkündung konnte aber nur in jenen Gebieten unseres deutschen Vaterlandes geschehen, in denen die Bewohner der katholischen

Religion treu geblieben waren. Deshalb hatte das erwähnte Kirchengebot auch nur in diesen Gebieten verpflichtende Kraft. Nun haben sich aber in den folgenden Zeiten, namentlich aber in der neueren Zeit, in Folge der Entwickelung der Industrie und der im Deutschen Reich gewährten Freizügigkeit, viele Katholiken in jenen Gebieten niedergelassen, deren Bewohner sich früher von der katholischen Kirche getrennt hatten. So entstanden in diesen Gegenden viele katholische Gemeinden. Dazu kam, daß leider auch viele Katholiken Ehen mit Andersgläubigen eingingen. Diese Vorgänge hatten zur Folge, daß die kirchliche Obrigkeit oft über die Giltigkeit solcher Ehen entscheiden mußte, wobei die Frage besondere Schwierigkeiten verursachte, ob an den Orten, in denen die fraglichen Ehen geschlossen worden waren, die erwähnte Vorschrift des Konzils von Trient verkündet worden und deshalb für die Brautleute verpflichtend gewesen sei. Oft entstanden unlösbare Zweifel und in Folge davon auch Gewissensunruhe bei den Gläubigen. Die deutschen Bischöfe haben darum wiederholt an den Heiligen Stuhl die Bitte gestellt, es möchte die Ehegesetzgebung des Heiligen Konzils von Trient den veränderten Zeitverhältnissen angepaßt werden. Der Heilige Vater, Papst Pius X, hat nun nach sorgfältiger Erwägung aller vorgebrachten Gründe diesen Bitten der deutschen Bischöfe entsprochen und kraft seiner apostolischen Vollgewalt unter dem achtzehnten Januar 1906 nachstehende Bestimmungen getroffen, die vom kommenden ersten heiligen Osterfeiertage an für das ganze Deutsche Reich in Geltung treten; nämlich:

1. Für ungemischte katholische Ehen, also für jene, bei denen die beiden Eheleute der katholischen Kirche angehören, tritt nun überall im Gebiete des Deutschen Reiches die Ehevorschrift des Konzils von Trient in Kraft. Das heißt: diese Ehen müssen an allen Orten vor dem eigenen Pfarrer und mindestens zwei Zeugen abgeschlossen werden; sonst sind sie als kirchlich ungiltig zu betrachten, was auch zur Folge hätte, daß derlei Brautleute weder die Heiligen Sakramente der Buße und des Altars empfangen noch des kirchlichen Begräbnisses theilhaftig werden könnten.

2. Auch die Katholiken, die eine Mischehe eingehen wollen, was nur bei genauer Einhaltung der vorgeschriebenen Bedingungen gestattet ist, sind streng im Gewissen verpflichtet, die kirchliche Trauung vor ihrem Pfarrer und zwei Zeugen nachzusuchen. Falls sie aber diese kirchliche Trauung unterlassen, so handeln sie zwar unerlaubt und begehen eine schwere Sünde, doch ist ihre Ehe (also auch die vor dem Standesbeamten abgeschlossene) giltig, so daß eine kirchliche Scheidung (Auflösung!) des Ehebundes unmöglich ist."

Das päpstliche Dekret enthält jedoch noch eine dritte höchst wichtige Bestimmung, die der Bischof von Speyer sonderbarer Weise seiner Gemeinde nicht mitgetheilt hat:

Ut autem judicibus ecclesiasticis tuta norma praesto sit, hoc idem iisdemque sub conditionibus et restrictionibus declaramus, statuimus ac decernimus de matrimoniis acatholicorum, sive haereticorum sive schismaticorum, inter se in iisdem regionibus non servata forma Tridentina hucusque contractis vel in posterum contrahendis; ita ut si alter vel uterque acatholicorum conjugum ad fidem catholicam convertatur, vel in foro ecclesiastico controversia incidat de validitate matrimonii duorum acatholicorum cum quaestione validitatis matrimonii ab aliquo catholico contracti

vel contrahendi connexa, eadem matrimonia, ceteris paribus, pro omnino validis pariter habenda sint. Das heißt in freier, aber sinngetreuer Uebersetzung; „Um den kirchlichen Eherichtern für alle vorkommenden Fälle eine zuverlässige Norm zu geben, bestimmen wir, daß, was von den gemischten Ehen gesagt worden ist, unter den selben Bedingungen und mit den selben Einschränkungen auch für die Ehen gelten soll, die Akatholische, seien es Häretiker oder Schismatiker, in Deutschland ohne Beobachtung der tridentinischen Form mit einander geschlossen haben oder in Zukunft schließen werden. Wenn sich demnach von zwei akatholischen Eheleuten einer zum katholischen Glauben bekehrt oder wenn Beide es thun oder wenn im forum ecclesiasticum die Frage nach der Giltigkeit ihrer Ehe deshalb auftaucht, weil von der Beantwortung die Entscheidung über die Giltigkeit der Ehe eines Katholiken abhängt,*) so sind solche Ehen unbedingt für giltig zu erachten, wofern sie nicht, wie bei den gemischten Ehen gesagt worden ist, wegen eines kanonischen Ehehindernisses, etwa eines verbotenen Verwandtschaftgrades, für ungiltig erklärt werden müssen."

Daß der bisherige Zustand unhaltbar und eine Aenderung nothwendig war, leuchtet ein. Der richtige Weg nun, die kirchliche Ehegesetzgebung den veränderten Zeitverhältnissen anzupassen (wie der Bischof von Speyer es nennt), wäre ihre Abschaffung gewesen. Man hätte den römischen Herren sagen müssen: „Ihr habt ein paar Jahrhunderte lang als vicarii — nicht Christi, sondern — des nicht vorhandenen oder unzulänglichen Staates unter anderen bürgerlichen Angelegenheiten auch unsere Eheordnung verwaltet, herzlich schlecht mitunter. Jetzt haben wir einen Staat, der unsere Eheangelegenheiten ganz gut besorgt, jedenfalls besser, als Ihrs vermöchtet. Wir bedürfen Euer auf diesem Gebiet nicht mehr. Schönen Dank für die aufgewendete Mühe, die Ihr Euch übrigens immer gut in Bar bezahlen ließet. Addio, Signori!" Bei der dogmatischen Befangenheit, in der die jetzt lebende Generation der deutschen Katholiken aufgewachsen ist, durften die katholischen Bischöfe und Reichstagsmitglieder so nicht sprechen, auch wenn Diese die richtige Ansicht von der Sache gehabt hätten, die bei Jenen wegen hierarchischer Voreingenommenheit nicht vorauszusetzen ist. Wenigstens aber hätten die Herren beantragen sollen, daß das Tridentinische Dekret für Deutschland, wo es keinen Sinn und Zweck mehr hat, sintemal es keine klandestinen Ehen mehr giebt, einfach abgeschafft werde. Die sonstige kanonische Ehegesetzgebung konnte ja als ein vorläufig noch nicht heilbares Uebel unangetastet bleiben. Auch Das haben sie nicht gewagt. Trotzdem darf man mit der päpstlichen Entscheidung zufrieden sein. Sie ist ein Fortschritt. Die Lage der Katholiken, die sich unter einander verheirathen, wird nicht verschlimmert, denn sie wurden auch vorher schon des Sakramenten-

*) Eine solche Verwickelung einer protestantischen Ehe in einen katholischen Eheprozeß kann, denke ich mir, dadurch entstehen, daß es von der Giltigkeit einer protestantischen Ehe abhängt, ob für eine verwandte katholische Person das Ehehinderniß der Schwägerschaft besteht.

empfanges und des kirchlichen Begräbnisses beraubt, wenn sie ihre Ehe nicht coram parocho schlossen oder, wie der Bischof von Speyer in Anbequemung an den falschen Sprachgebrauch schreibt, die kirchliche Trauung nicht nachsuchten. Der Fortschritt aber besteht darin, daß die nicht vor dem katholischen Pfarrer geschlossenen gemischten Ehen und die Ehen aller Nichtkatholiken, also hauptsächlich aller Protestanten, mit klaren, unzweideutigen Worten ausdrücklich für giltig anerkannt werden. Damit ist die Behauptung protestantischer Skribenten, die katholische Kirche erkläre die Ehen der Protestanten für Konkubinate, als Verleumdung gebrandmarkt, eine Quelle giftigen Hasses und heilloser Verhetzung verstopft, ein erfreulicher Schritt zum konfessionellen Frieden gethan.

Der Bischof von Speyer fügt seiner Publikation noch die Bemerkung bei, der „Heilige Vater" wolle mit diesem Dekret nicht etwa „die kirchliche Zucht lockern oder gar die Eingehung von Mischehen erleichtern; nein: er wollte vielmehr durch seinen Erlaß den deutschen Katholiken einen erneuten Beweis der väterlichen Huld geben, die der Statthalter Christi für sie hegt." Eine Probe jener kirchlichen Phraseologie, die für sich allein schon hinreicht, einem vernünftigen Menschen das Verharren in der katholischen Kirche unmöglich zu machen. Einer Behörde für einen unumgänglich nothwendigen Akt der Gesetzgebung oder Verwaltung als für einen Beweis väterlicher Huld danken: Das ist gerade so lächerlich, wie wenn wir dem Schalterbeamten auf der Post für seinen Dienst die Hand küssen wollten. Doppelt lächerlich, wenn wir uns erinnern, wie schlecht die Kurie den fraglichen Dienst verrichtet hat; dreifach lächerlich, weil es sich nicht um Hottentoten handelt, die ja vielleicht einer väterlichen Regelung ihrer Eheangelegenheiten bedürfen (vielleicht auch nicht; ich kenne ihr Eheleben nicht), sondern um das am Höchsten stehende Kulturvolk der Erde, das seine Eheangelegenheiten selbst zu regeln vollauf befähigt ist und sie in ganz befriedigender Weise geregelt hat. Allerdings erscheint dieser kirchliche Byzantinismus einigermaßen verzeihlich, so lange auch Staatsoberhäuptern noch für pflichtgemäße Amtshandlungen als für Gnadenerweise gedankt zu werden pflegt. Mit Alledem soll nichts gegen den guten Sarto gesagt sein, der für die historisch gewordene Lage nicht verantwortlich und dessen Beruf es ist, dem Theil der italienischen Priesterschaft, der die römische Kurie ausmacht, als Sprachrohr zu dienen.

Neisse. Karl Jentsch.

Hustmännchen.*)

Vor kaum einem Monat haben wir J. A. Hustmännchen zu Grabe getragen. Noch tönt in unseren Ohren das Poltern der Schollen nach, die auf seinen Sarg gefallen; überall in den deutschen Gauen klingts von geriebenen Salamandern wider. Nur die Tagespresse, deren Holzpapier und Gedächtniß schneller verwesen als der Leichnam des großen Toten, die Tagespresse ist zu „aktuelleren" Themen übergegangen; nach den üblichen seichten Nekrologen, die, wie immer, auch diesmal wieder in den Ruf ausklangen: „Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem!" Und so weiter.

Vom Schmerz über den Tod Hustmännchens gebannt, haben wir (ich meine: seine persönlichen Freunde) bisher zur Ehrung des großen Mannes nicht das Wort ergriffen. Ich im Besonderen, der ich in ihm Alles verloren, den Jugendgenossen und väterlichen Berather in einer Person, habe lange geschwankt, ob ich meine geheiligten Erinnerungen an ihn schon jetzt der Oeffentlichkeit übergeben oder damit bis zum zehnten Jahrestag seines Hinscheidens zuwarten solle. Das Bewußtsein, den Verehrern und Kommentatoren Hustmännchens einigermaßen dienen zu können, dann Gründe privatfinanzieller Natur gebieten mir, die Trauer um ihn niederzukämpfen und schon heute Alles zu erzählen, was ich von ihm weiß.

Wenn die Zahl der Feinde, die sich ein Mann im Leben schafft, das Maß für seine Bedeutung ist, dann durfte Hustmännchen mit der Beruhigung entschlafen, nicht umsonst gelebt zu haben. Hustmännchen hat Revolution gemacht, hat das Oberste zu unterst gekehrt; er hat vielleicht alte Heiligthümer zerstört, ohne uns neue zu erbauen; er hat vielleicht (so sagen sie ja) Tausende irregeführt; seine Lehren sollen falsche Lehren gewesen und schon heute widerlegt sein: sicherlich aber ist Hustmännchen ein Genie gewesen, wie es in jedem Jahrhundert nur einmal geboren wird.

So viele Anhänger und (sagen wirs nur rund heraus!) gedankenlose Nachbeter Hustmännchen auch gehabt hat: auf keines Menschen Leben hat seine Erscheinung so nachhaltig eingewirkt wie gerade auf meins.

Meine Bekanntschaft mit Hustmännchen begann im Jahr 1848. Ich war sechs Jahre alt, er sieben. Sein Widerwille gegen die Tyrannei der Massen, dem er später so gewaltigen Ausdruck verlieh, war ihm schon damals eigen; wie sich denn auch die Ereignisse des Jahres 1848 ohne seine Mitwirkung abspielten. Desto stürmischer aber griff er in mein Schicksal ein. Ich muß, um die Episode verständlich darzustellen, ein Wenig auf die Begleitumstände eingehen.

Bekanntlich lebte Hustmännchens Tante von mütterlicher Seite, Fräulein Agathe Schlemmer, zu jener Zeit in Rieflau.**) Auch meine Eltern weilten vorübergehend dort, da mein Vater, nachmals erster Stadtrath zu Kriesnitz, in Rieflau Kälber einzukaufen pflegte. Bei einer solchen Gelegenheit (wie es scheint, im großen März 1848) spielte Hustmännchen mit Karl Munschl***) und mehreren anderen

*) Eine Probe aus dem Bande: „Eines Esels Kinnbacke, Schwänke und Schnurren, Satiren und Gleichnisse", der nächstens bei Albert Langen in München erscheint.

**) Man vergleiche Pertheys Hustmännchen-Biographie, Erster Band: „Hustmännchens Säuglingsalter", S. 602 ff.

***) Karl Munschl lebt als Oberpostoffizial a. D. und Besitzer des Goldenen Verdienstkreuzes mit der Krone in Wiener-Neustadt.

Knaben Räuber und Gendarmen. Ich hatte meinen Vater zu einem Kälberkauf begleitet und kam, während mein Vater das gekaufte Kalb vor sich hertrieb, in knabenhaftem Bewegungdrang der Gruppe der spielenden Knaben in dem selben Augenblick nah, wo sich eben das Endgefecht zwischen Räubern und Gendarmen abspielte. Hustmännchen faßte mich am rechten Ohr und riß es mir halb aus. Auf mein Wehgeschrei ließ mein Vater sein Kalb sein und suchte sich meines Angreifers zu bemächtigen. Hustmännchen kletterte auf einen Baum*) und bewahrte so meinen Vater vor der Schmach, Hand an den ersten Philosophen Deutschlands gelegt zu haben. Vom Baum herab schrie der Knabe meinem Vater zu: „Bauernklachel!"

Hustmännchen wendete also schon in frühester Kindheit jene Taktik an, der er all seine Tage treu blieb: den Feind nur aus sturmfreier Position anzugreifen. So viele Schmähungen ihm auch später deshalb entgegengeschleudert wurden: er ließ von seiner Kampfesweise nicht ab. Sie war ein Ausfluß seiner souverainen Natur. Auch das Wort Bauernklachel blieb ihm fürderhin nicht fremd. Wir finden es in seinen „Betrachtungen über die Politik" wieder (Seite 13, wo er es auf den vorhin genannten Munschl anwendet) und dann noch einmal in den „Irrationalen Nationalen", mit Bezug auf den Verleger der „Betrachtungen".

Mein halbausgerissenes Ohr wurde mir vom Dr. Fiala (später Bezirksarzt von Leitomischel) angenäht; aber eine kleine Narbe erinnert mich noch heute an die Rolle, die ich im Leben des großen Mannes zu spielen berufen war.

Ich hörte nun lange, lange Jahre nichts von Hustmännchen, bis mich der Zufall 1865 wieder mit ihm zusammenführte. Hustmännchen hatte sich durch die zwei Jahre früher erschienenen „Betrachtungen" einen Namen gemacht. Ich muß zu meiner Beschämung gestehen, daß ich zur Zeit meiner zweiten Begegnung mit ihm davon noch nicht wußte. Es war im Winterbierhaus zu Wien. Ich saß in Gesellschaft Peter Knötzels († 1876 als Gymnasialprofessor in Kremsier, bekannt durch seine Programmschrift „Tacitus, ein lateinischer Geschichtschreiber") da, als am Nebentisch ein blonder junger Mann auftauchte, dem ich nie und nimmer das Genie angesehen hätte.

„Bemerken Sie nichts?" fragte mich Knötzel.

Ich verneinte.

„Das ist Hustmännchen."

Wie ein Blitz schoß mir der Gedanke an mein abgerissenes Ohr durch den Kopf. Während Knötzel fortfuhr, über Hustmännchens „Betrachtungen" zu sprechen, dachte ich über eine passende Art nach, die Bekanntschaft mit dem Jugendfreund zu erneuern. Knötzel zahlte und ging. Ich aber näherte mich dem Tisch des Philosophen und sagte: „Guten Abend, Herr Hustmännchen!"

Sein stahlhartes Auge ruhte Sekunden lang fragend und forschend auf mir.

---

*) An diesem Baum erhebt sich seit 1888, der vierzigsten Jährung des Geschehnisses, ein auf meine Anregung errichtetes schlichtes Denkmal, ein Schmuckstück von Rieflau. Die Vorderseite trägt die Inschrift „Diese Weide errettete den großen Philosophen J. A. Hustmännchen im Jahr 1848 vor dem Verderben." Die Rückseite zeigt in allegorischer Darstellung die Vorsicht als besseren Theil der Tapferkeit, von der Rachegöttin verfolgt. Das Ganze ist das Werk des jungen Künstlers Wyskotschil.

Ein Auge, das Bestien zähmen könnte. Das selbe Auge, das Professor Eberlein auf dem berliner Hustmännchen-Denkmal so schön verewigt hat.

„Guten Abend, Herr Hustmännchen!" sagte ich noch einmal.

Er kniff die Augenbrauen zusammen und sah mich immer noch verständnißlos an. „Was wollen Sie?" fragte er.

Ich deutete lächelnd auf mein rechtes Ohr.

„Ach so! Taub", murmelte Hustmännchen und setzte sehr laut hinzu: „Was wollen Sie denn?"

Ich antwortete nicht, wiederholte vielmehr meine Geste, um ihm Zeit zu lassen, sich meiner zu erinnern.

Nun brüllte er: „Was Sie wollen, möchte ich wissen."

„Ich bin nicht taub", sagte ich, um ihn zu begütigen.

„Aber blöd", gab er rasch zurück.

„Auch nicht, Herr Hustmännchen. Sie sollten mich kennen. Entsinnen Sie sich meiner nicht mehr?"

Er blickte mich wieder an und ein Schimmer der Erinnerung schien ihn zu erleuchten. „Geben Sie mir hier Ruhe", sprach er; „bringen Sie mir Ihre Rechnung in die Wohnung; dort werde ich sie bezahlen." Damit stand er auf und ging.

Ich hatte Hustmännchen nicht recht verstanden, beschloß aber, seiner freundlichen Einladung jedenfalls zu folgen.

Am nächsten Tage schon pochte ich, feiertäglich gekleidet, an seine Thür. Er wohnte in der Alserstraße, Nr. 47, sehr bescheiden: vier Treppen hoch. Auf Hustmännchens lautes „Herein" betrat ich das historische Gemach.*) Der Denker lag auf der Ottomane, wandte den Kopf nach mir und rief: „Ach, Sie sind es? Die Schuhe drücken entsetzlich."

„Welche Schuhe, Herr Hustmännchen?" fragte ich erstaunt.

„Welche Schuhe?! Mensch: die, die Sie mir gemacht haben."

„Aber, Herr Hustmännchen, ich bin ja gar kein Schuster."

„Was?" schrie er, „nicht einmal Schuster sind Sie? Ja, was wollen Sie also?" Und setzte ein grobes geflügeltes Wort hinzu.

Rasch befand ich mich dann auf dem Treppenabsatz zum zweiten Stockwerk. Von da ging ich herunter.

Fünfunddreißig Jahre waren vorübergegangen. Im Dezember 1900 hörte ich, daß Hustmännchen schwer krank darniederliege. Da meinte ich, ihn wieder aufsuchen zu sollen. Er war nun eine allgemein anerkannte Größe. Nach Tausenden zählten seine Schüler. Seine „Atomistischen Briefe" waren in dreizehn, das „Tagebuch des Tobsüchtigen" war gar in achtzehn Auflagen erschienen. Hustmännchen war ein reicher, berühmter Mann, aber krank, wie gesagt, sehr krank.

Als ich in seiner Villa zu Baden erschien und angab, daß ich sein Jugendfreund sei, wurde ich sofort vorgelassen. Ich trat an sein Lager. Er erkannte

*) An dem Haus ist am zweiten Juni 1895, am dreißigsten Jahrestag des Geschehnisses, auf meine Anregung eine schlichte Gedenktafel angebracht worden mit der Inschrift: „Hier wohnte 1865 J. A. Hustmännchen, der große Philosoph." Der Leser vergleiche meine bei der Enthüllungfeier gehaltene Rede im „Fachblatt für Glockengießerei" vom dritten Oktober 1895.

mich nicht mehr. So sehr hatte schon das Leiden sein Gedächtniß geschwächt. Um unsere Bekanntschaft aufzufrischen, erzählte ich ihm von unseren Begegnungen in den Jahren 1848 und 1865, erzählte insbesondere, wie hart er mich damals angefahren habe. Da leuchteten seine Augen noch einmal auf; er hob den Arm und lispelte: „Wie gern . . . . ach . . . . wie gern möchte ich Sie heute . . . .“ Aber kraftlos sank sein Arm in die Kissen.

Das waren die letzten Worte, die der Philosoph an mich gerichtet hat.

Sie sind Hustmännchens Vermächtniß an mich.

„Wie gern, ach, wie gern möchte ich Sie heute . . .“

Umarmen wollte mich der arme kranke Mann; doch seine Kräfte reichten nicht mehr aus, unsere alte Freundschaft von Neuem zu besiegeln.

Ich habe aus dem Ergebniß öffentlicher Sammlungen an der Stelle seines Krankenlagers eine schlichte Marmortafel in die Wand fügen lassen, die sein und mein Portraitmedaillon zeigt mit der Inschrift:

„J. A. Hustmännchen
zum Gedächtniß,
der an dieser Stelle seinen Jugendfreund
Roda Roda
umarmen wollte mit den Worten:
‚Wie gern, ach, wie gern möchte ich Sie heute . . . .‘
Treue Freundschaft, der Ewigkeit trotzend.“

München. Roda Roda.

Du erinnerst Dich noch, mit welcher Sorgfalt und Leidenschaft ich die Gebirge durchstrich und die Abwechselungen der Landesart zu erkennen mir angelegen sein ließ. Das habe ich nun wie auf einer Einmaleins-Tafel und weiß von jedem Berg und jeder Flur Rechenschaft zu geben. Dieses Fundament läßt mich nun gar sicher auftreten; ich gehe weiter und sehe nun zu, zu was die Natur ferner diesen Boden benutzt und was der Mensch sich zu eigen macht. So steige ich durch alle Stände aufwärts, sehe den Bauersmann der Erde das Nothdürftigste abfordern, das doch ein behägliches Auskommen wäre, wenn er nur für sich schwitzte. Du weißt aber, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern. Und so gehts weiter; und wir habens so weit gebracht, daß oben immer in einem Tage mehr verzehrt wird, als unten in einem beigebracht werden kann. Das Bedürfniß meiner Natur zwingt mich zu einer vermannichfachten Thätigkeit und ich würde in dem geringsten Dorf und auf einer wüsten Insel eben so betriebsam sein müssen, um nur zu leben. Daß ich bisher so treu und fleißig im Stillen fortgearbeitet habe, hilft mir unendlich; ich habe nun anschauliche Begiffe fast von allen nothwendigen Dingen und kleinen Verhältnissen und komme so leicht durch... Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles Andere und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen; ich bin schon weit in Jahren vor und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte und der babylonische Thurm bleibt stumpf und unvollendet. Wenigstens soll man sagen: Es war kühn entworfen; und wenn ich lebe, sollen, wills Gott, die Kräfte bis hinauf reichen. (Goethe.)

Junge Aktien.

Die Ausgabe neuer Aktien ist ein in der Praxis oft umstrittener Vorgang. Die Formen, in denen sich die Emissionen vollziehen, werden in vielen Fällen getadelt. Der Aktionär, sagt die Kritik, wird fast immer übervortheilt; und daß es manchmal geschieht, ist wirklich kaum zu leugnen. Jetzt, da ein verspäteter Johannistrieb die Industriegesellschaften und ihre Banken gepackt und die Scheu vor dem herbstlichen Aussehen des Geldmarktes überwunden zu haben scheint, ist das Thema wieder auf der Tagesordnung. Die Dresdener Bank, der Schaaffhausensche Bankverein, die Hamburg-Amerika-Linie, der Norddeutsche Lloyd, die Aktiengesellschaft Phönix, die Bismarckhütte, die Süddeutsche Eisenbahngesellschaft und etliche kleinere industrielle Unternehmen: sie alle haben den September gewählt, um noch rasch vor Schluß des Quartals Kapitalsvermehrungen anzukündigen. Mancher Aktionär wird also wieder einmal vor die Frage gestellt, ob er das ihm gesetzlich zustehende Bezugsrecht auf die neuen Aktien ausüben oder es verkaufen will. Das Recht auf den Bezug Junger Aktien wird nicht selten übersehen. Das ist die Folge der Unbedachtsamkeit, der die Erwerber von Aktien sich so oft schuldig machen. Diese Leute halten es überhaupt nicht für nöthig, nach dem Wesen, dem inneren Zustande der Gesellschaft zu fragen, zu der die Aktie gehört; an die Rechte und Pflichten, die der Aktienbesitz mit sich bringt, denken sie noch weniger. Paragraph 282 des Handelsgesetzbuches sagt: „Jedem Aktionär muß auf sein Verlangen ein seinem Antheil an dem bisherigen Grundkapital entsprechender Theil der neuen Aktien zugetheilt werden, so weit nicht in dem Beschluß über die Erhöhung des Grundkapitals ein Anderes bestimmt ist.“ Der Nachsatz ist so unklar gefaßt, daß Mißverständnisse möglich und Irrthümer wohl auch schon vorgekommen sind. Wo von der Kapitalserhöhung die Rede ist, müßte es heißen: „in dem Beschluß der Generalversammlung“; denn nur sie ist befugt, über das Bezugsrecht „ein Anderes zu bestimmen“. Da man gewohnt ist, zu lesen: „Der Aufsichtrath hat beschlossen, das Kapital zu erhöhen“, könnte man meinen, er sei auch berechtigt, das gesetzliche Bezugsrecht zu ändern; und für diesen Glauben spricht oft die abgekürzte Form der Einladung zu einer Generalversammlung, die über die beantragte (also noch nicht beschlossene) Kapitalserhöhung befragt werden soll. Da heißt es dann vielleicht: „Das gesetzliche Bezugsrecht der alten Aktionäre wird ausgeschlossen, jedoch mit der Verpflichtung für das Uebernahmekonsortium, die neuen Aktien den bisherigen Aktionären zum Bezug anzubieten.“ Das klingt, als werde der Ausschluß einfach dekretirt, während doch nur ein Antrag gestellt wird, dessen Schicksal von der Mehrheit der in der Generalversammlung vertretenen Aktionäre abhängt. Das Statut darf das Bezugsrecht weder ausschließen noch irgendwelche Vorrechte für die Zutheilung festsetzen. Doch der Generalversammlungbeschluß über die Erhöhung des Aktienkapitals kann das Bezugsrecht ganz beseitigen oder zu Gunsten anderer Personen, in erster Linie also der betheiligten Bankiers, schmälern. Bekannt ist ja, daß das Oberlandesgericht Hamm im Hibernia-Prozeß entschieden hat, das Recht des einen Aktionärs auf die neue Aktie dürfe nicht zum Vortheil eines anderen Aktionärs beschränkt werden. Das widerspricht dem Sinn des Paragraphen 282, der kein Sonderrecht festsetzen will. Dieses hammer Urtheil ist ja überhaupt ein merkwürdiges Dokument. Wenn das Reichsgericht es nicht aufgehoben und auf der ganzen Linie

für die Verwaltung der Hibernia entschieden hätte, wüßte kein Direktor und kein Aufsichtrathsmitglied heute mehr, was Recht und was Unrecht ist. Noch ein anderer Punkt im Gebiete des Bezugsrechtes ist unklar geblieben. Muß die Generalversammlung die Absicht ankündigen, das Bezugsrecht der Aktionäre auszuschließen? Das Reichsgericht hat sich im Hibernia-Prozeß auch mit dieser Frage beschäftigt und ein salomonisches Urtheil gefällt: es sei zweckmäßig, den Aktionären vorher zu sagen, daß die Aufhebung ihres Bezugsrechtes vorgeschlagen sei; doch könne nicht zugestanden werden, daß der Gegenstand der Verhandlung (in der bevorstehenden Generalversammlung) in „handgreiflicher Form" angekündigt werden muß, wenn aus dem übrigen Inhalt der Bekanntmachung der „geschäftskundige Mann" auch ohne ausdrücklichen Hinweis ersehen kann, daß das Bezugsrecht der Aktionäre ausgeschlossen werden soll. Ganz schön; wo giebt und wann gab es denn aber Gesellschaften, deren Aktien nur im Besitz „geschäftskundiger" Leute sind und waren? Ueberall findet man Aktionäre, die von Geschäften wenig verstehen und trotzdem ein Interesse daran haben, von Veränderungen, die mit dem Bezugsrecht vorgenommen werden sollen, rechtzeitig in Kenntniß gesetzt zu werden. Der Aktienverkehr bedarf keiner neuen Heimlichkeiten; er hat an den alten reichlich genug. Die meisten großen Gesellschaften sprechen ja deutlich und knausern in ihren Ankündigungen nicht mit den Worten. Ausnahmen sind zu verpönen. Eine Einladung zur Generalversammlung dürfte nie irgend einen Punkt der Tagesordnung verschweigen.

Wenn die Ausgabe neuer Aktien angekündigt wird, müßte der Kurs der alten eigentlich zurückgehen; die Erhöhung des Aktienkapitals verschlechtert zunächst ja die Dividendenchancen. Die bisher erzielte Dividende soll nun für ein vermehrtes Kapital herausgewirthschaftet werden. Das setzt eine Einnahmesteigerung voraus, deren Möglichkeit von der Konjunktur abhängt. Die aber ist und bleibt unberechenbar. Ob mit dem erhöhten Aktienkapital auch eine erhöhte Gewinnrate erzielt, also die Dividende auch künftig ungeschmälert bleiben kann, ist fast immer fraglich. Drängt ein durch die günstige Entwickelung der Gesellschaft gerechtfertigtes Bedürfniß, dann (so ists bei den deutschen Schiffahrtgesellschaften) ist gegen die Kapitalserhöhung nichts einzuwenden; oft aber ist ihr Zweck nur, laufende Schulden zu bezahlen, zu denen auch die Dividenden gehören. Dann ist die Sache bedenklicher. Jedenfalls sehen wir gar nicht selten, daß nach der Ankündigung neuer Aktien der Kurs der alten steigt. Warum? Weil dadurch der Werth des Bezugsrechtes erhöht wird. Ausnahmen kommen vor; so, zum Beispiel, wenn eine emittirende Bank die neuen Aktien nicht den Aktionären geben, sondern, aus irgend welchen Gründen, selbst haben und zunächst behalten will. Dann bringt sie Material auf den Markt oder nimmt angebotenes nicht auf, läßt den Kurs also sinken, um die Differenz zwischen den alten und den neuen Aktien zu beseitigen und damit das Bezugsrecht werthlos zu machen. (So geschehen bei der letzten Emission von Aktien der Deutschen Gasglühlichtgesellschaft durch die hinter dem Unternehmen stehende Bankfirma Koppel & Co.) Das Verfahren gilt für nicht ganz fair, weil von dem emittirenden Haus verlangt wird, daß es, so weit seine Kräfte reichen, das Bezugsrecht des Aktionärs wahrt, den Kurs der alten Aktien also stützt. Die Uebernahmekonsortien streichen meist so ansehnliche Gewinne ein, daß man solche Gegenleistung schon von ihnen fordern könnte. Als die Kapitalserhöhungen der Hamburg-Amerika-Linie, des Norddeutschen Lloyd und der beiden Großbanken bekannt wurden, gingen

die Kurse der Aktien zurück. Schuld daran waren im ersten Fall die Erleichterungverkäufe, die das Emissionhaus von alten Beständen befreien sollten, dem Publikum aber die Stimmung verdarben; im zweiten Fall die vor der Ankündigung von den „Betheiligten" inszenirte Kurssteigerung, deren Absicht erkannt und getadelt wurde. Gewöhnlich werden die neuen Aktien aber zu einem Kurs emittirt, der niedriger ist als der Tageskurs der alten Aktien, so daß die Differenz einen realisirbaren Werth bietet. Wenn also die neuen Aktien zum Kurs von 120 angeboten werden, während die alten auf 150 stehen, so ist, falls für eine alte eine neue Aktie bezogen werden kann und das Recht auf Dividende für beide Aktienkategorien gleich ist, das Bezugsrecht 15 Prozent werth. Eine Aktie von nominell 1000 Mark kostet im einen Fall 1200, im anderen 1500 Mark; beide zusammen kosten also 2700 Mark. 2700 : 2 = 1350. Einkaufspreis der Aktie 135, Tageskurs 150, Profit 15 Prozent. Eben so ist das Bezugsrecht natürlich zu berechnen, wenn auf drei oder vier alte Aktien eine neue entfällt. Man addirt die Preise der alten und der neuen Aktien, theilt durch die Stückzahl und sieht dann, wie groß die Differenz des so erhaltenen Kurses zum Tageskurs ist. Da nicht jeder Aktionär sein Bezugsrecht ausüben will oder kann, hat man ihm die Möglichkeit gegeben, es zu verkaufen; dabei bietet sich dann auch die Gelegenheit, die „Spitzen" (die zum Bezug neuer Aktien nicht ausreichenden Beträge der Mutterwerthe) anzubringen. Für die Gesellschaft und für den Zweck, dem die Kapitalsvermehrung dienen soll, ist es stets wichtig, daß die neuen Aktien von ernsthaften Kapitalisten bezogen werden, da sonst das „schwimmende" Material vergrößert wird, das den Kurs immer gefährdet. Jede neue Emission kann auf die Börse wirken; noch sicherer aber ist die Wirkung der Börse auf den Verlauf der Emission. Deshalb sorgt jedes emittirende Haus, so weit es irgend vermag, für gutes Wetter. Böse Zungen haben manche Emission der letzten Zeit eine „Zwangsanleihe" genannt. Nicht ganz ohne Grund. Wenn alle Aktionäre sich weigerten, neue Aktien zu beziehen, könnten sie einen schlimmen Kursrückgang erleben. Immerhin sind sie nach formalem Recht frei und dürfen die Taschen zuhalten, wenn die Kapitalsvermehrung ihnen eher ein Bluff als eine Nothwendigkeit scheint. Freilich giebt es im Leben der Aktiengesellschaften auch nothwendige Bluffs.

Neue Aktien zu emittiren, ist ehrenvoll und bringt Gewinn; wenigstens in vielen Fällen. Die Gesellschaften bekommen Geld und können mit den aus dem Agio der neuen Aktien zufließenden Summen ihre Reserven erhöhen; und die Vermittler der Transaktion, die Banken, dürfen sich oft recht stattliche Zwischengewinne oder Provisionen (auf den Namen des Kindes kommts ja nicht an) gutschreiben. Sind die Garantie- oder Uebernahmekonsortien nothwendig und wäre es, wenn sie unentbehrlich sind, nicht ihre Pflicht, sich mit kleinem Verdienst zu begnügen? Diese Fragen sind in letzter Zeit wieder hitzig erörtert worden. Die Bergbau-Aktiengesellschaft Massen hat im Juni 1½ Millionen Mark neue Aktien ausgegeben, die zu 111 Prozent an das dem Unternehmen nahstehende Finanzkonsortium (Schaaffhausenscher Bankverein, Essener Kreditanstalt, Rheinische Bank) begeben wurden, mit der Verpflichtung, 1 375 000 Mark den alten Aktionären zu 127 (Tageskurs 146) zum Bezug anzubieten. Der Zwischengewinn von 16 Prozent macht beinahe eine Viertelmillion aus; und das Konsortium behielt außerdem 125 000 Mark der neuen Aktien für sich. Ferner hieß es, das Garantiekonsortium habe nicht nur sämmtliche Kosten der Emission zu tragen, sondern müsse auch für die Ablösung eines

der Gesellschaft früher gewährten Vorschusses von 1 Million Mark eine Abfindung von 135 000 Mark zahlen. Verschwiegen wurde damals, daß die emittirenden Firmen selbst den Vorschuß gegeben hatten, also auch die Ablösungsumme erhielten und auf diese Weise ihren Emissiongewinn unverkürzt einstrichen. Das verrieth erst der Prospekt, der die Zulassung der neuen Aktien zur berliner Börse erwirken sollte. Getadelt wird nun, daß man sich das Risiko der Uebernahme neuer Aktien so theuer bezahlen läßt; und noch schärfer getadelt, daß der Darleiher für die vorzeitige Ablösung des Darlehens eine Entschädigung fordert. Ich finde beide Thaten nicht gar so fürchterlich; finde überhaupt nicht, daß eine Bank ein Verbrechen begeht, wenn sie die Gelegenheit wahrnimmt, sich Risiken möglichst hoch bezahlen zu lassen; und riskant ist die Verpflichtung stets, durch die Ausgabe von Aktien neues Kapital zu schaffen. Auch hat jede Bank das Recht, sich für die vorzeitige Rückzahlung eines zum Zweck der Gewinnbetheiligung gegebenen Darlehens eine angemessene Abfindung zu sichern. Schlimmeres haben die gescholtenen Banken im Fall Massen nicht gethan. Vielleicht wäre das Urtheil nicht so streng ausgefallen, wenn unter den Missethätern nicht der Schaaffhausensche Bankverein gewesen wäre, dessen Emissionsünden (Aachener Lederfabrik, Erdmannsdorfer Spinnerei) Aergerniß erregt haben. Die Befehdung ungebührlich hoher „Zwischengewinne" darf nicht zum Kampf gegen jeden großen Gewinn ausarten. Zwischengewinn ist bei den Banken schließlich beinahe Alles; und wenn die lukrativsten Geschäfte verpönt würden, hätten die Aktionäre triftigen Grund zur Klage. Ein anderes Bild. Die Kattowitzer Bergbaugesellschaft erhöhte ihr Aktienkapital um 3 Millionen Mark, die von der Dresdener Bank und der Diskontogesellschaft zu 180 Prozent übernommen wurden, mit der Verpflichtung, 2 750 000 Mark den alten Aktionären zu 185 Prozent anzubieten. 250 000 Mark behielten die Banken selbst. Hier wurde ein Zwischengewinn von 182 500 Mark herausgerechnet, der sich aus 5 Prozent auf 2,75 Millionen und aus der Differenz zwischen dem Uebernahme- und dem Tageskurs bei 250 000 Mark zusammensetzte. Bei der Emission vom Jahr 1900 hat das Konsortium nur ½, diesmal fast 6 Prozent Provision erhalten; und schlechte Menschen glaubten, die erhebliche Steigerung des Zwischengewinnes mit der Thatsache in Verbindung bringen zu können, daß Generaldirektor Williger von der kattowitzer Gesellschaft dem Aufsichtrathe der Dresdener Bank angehört. Vielleicht gäbe es aber auch eine andere Erklärung: zwei Millionen sind leichter unterzubringen als drei und die zweite Erhöhung des Aktienkapitals ist schwieriger als die erste; ist besonders schwierig, wenn sie in die zweite Hälfte des Jahres fällt. Aus diesen Gründen finde ich die Steigerung der Provision nicht gerade anstößig. Daß manches Garantiekonsortium zu hohen Zwischengewinn fordert, ist unbestreitbar. Das Uebel würde gemindert, wenn die Ausgabe neuer Aktien einzuschränken wäre. Wo aber ist die Grenze? Der Verdacht, das Hauptmotiv, das zur Ausgabe neuer Aktien treibt, sei fast überall die Sucht, an der Kursdifferenz zu verdienen, läßt sich nicht aufrecht erhalten. Nehmen wir einmal die beiden Banken und die beiden Schiffahrtgesellschaften, die jetzt ihr Aktienkapital erhöhen wollen. Die brauchen doch neues Geld. Dürfen sie sichs nicht verschaffen, damit die Uebernahmekonsortien nicht zu viel verdienen? Und dieser Fall ist nicht vereinzelt. Bei Industrie- und Transportgesellschaften kann die Frage entstehen, ob der Geldbedarf durch Ausgabe von Aktien oder durch die Aufnahme einer festverzinslichen Anleihe zu decken sei. Für die Uebernahme von Obligationen muß natür-

lich auch Provision an die Finanzkonsortien gezahlt werden; im günstigsten Fall eine etwas kleinere. Gegen die Anleihe und für die Emission spricht warnend aber ein erheblicher Umstand. Eine Anleihe erfordert feste Zinsen, belastet also dauernd die Gesellschaft; Aktien tragen in guten Zeiten Dividende, bleiben in schlechten Zeiten ertraglos und bürden der Gesellschaft keine Verzinsungpflicht auf. Da ist die Wahl des Modus dann nicht schwer. Zur Ausgabe von Obligationen entschließen sich oft ja nur die Gesellschaften, die, weils ihnen in letzter Zeit schlecht gegangen ist, keine Hoffnung haben, neue Aktien an den Mann zu bringen. So lange ein Unternehmen sich durch eine Aktienemission Geld schaffen kann, hat es keinen Grund, Anleihen gegen feste Zinsen (und vielleicht noch hypothekarische Sicherstellung) aufzunehmen.

In den meisten Fällen treibt bei uns zu Land nur ein wirkliches Bedürfniß zu Kapitalserhöhungen. Eine Aktiengesellschaft, die neues Geld braucht, darf aber nicht der Gefahr ausgesetzt sein, es gar nicht, nur zum Theil oder zu spät zu bekommen. Deshalb sind die Garantiekonsortien nöthig. Eine Industriegesellschaft ist kein Finanzinstitut; ihr fehlt der zu Emissionen erforderliche Apparat und ihr Betrieb würde stocken, wenn die Leiter sich um die Unterbringung der Aktien kümmern müßten. Die ihr verbündeten Banken nehmen ihr die Last und die Gefahr ab und haben allein dafür zu sorgen, daß sie nicht auf den neuen Aktien sitzen bleiben. Die Industriegesellschaft hat ihr Geld und kann ruhig weiterarbeiten; müßte sie selbst sich Kredit suchen, so wäre ihr das Leben beträchtlich erschwert. Die Thätigkeit der Uebernahmekonsortien ist also nützlich. Da nun jede Gesellschaft ihre „Bankverbindung" hat, so ergiebt sich von selbst, daß diese bei den Emissionen zunächst berücksichtigt wird. Freilich dürfte die Konkurrenz anderer Banken nicht von vorn herein ausgeschlossen werden. Herr Ballin hat jetzt ja auch das Monopol der Norddeutschen Bank beseitigt und die berliner Großbanken zu Offerten aufgefordert. Preisdrückerei gehört nicht zu Ballins Künsten. Ob er einen größeren Concern, wie er der Bedeutung der Hamburg-Amerika-Linie entspräche, wünscht oder nur ärgerlich war, weil die Norddeutsche Bank ihm den Kurs nicht gehalten hat: die Wirkung seines Vorgehens wird jedenfalls eine allgemeine, den Banken fühlbare Verschlechterung der Begebungnormen sein. Sind die Bedingungen, zu denen ein fremdes Finanzkonsortium die Emission durchführen will, wesentlich günstiger als die von der eigenen Bank gestellten, so wären die Aktionäre geschädigt, wenn das vortheilhaftere Angebot aus Rücksicht auf die „Bankverbindung" abgelehnt würde. Auch hier kann die freie Konkurrenz nur heilsam wirken. Die Verbindung von Industrie und Bank ist aber so eng, die Gliederung der Gruppen so fest geworden, daß man am Liebsten im eigenen Concern bleibt. Das Beispiel, das Ballin gegeben hat, wird trotzdem bald Nachahmung finden und kann den Banken den Emissiongewinn wesentlich schmälern. Unhaltbar ist die Behauptung, der Börsenhandel in Bezugsrechten biete die beste Garantie für die Durchführung der Emissionen. Der Erwerb des Bezugsrechtes sichert den neuen Aktien noch keine feste Unterkunft, mit der allein doch den Aktiengesellschaften gedient ist. So lange die Aktien „im Markt schwimmen" (wie der schöne Ausdruck lautet), kann der ernhafte Beurtheiler kaum noch von einem halben Erfolg der Emission sprechen. Statt die Garantiekonsortien, die das unfreundlichste Urtheil nothwendige Uebel nennen müßte, generell zu befehden, sollte man also nur dafür sorgen, daß die Provision stets im richtigen Verhältniß zu der Größe des Risikos bleibt. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Dampfpflüge bauen wir in den bewährtesten Constructionen. **Strassenlocomotiven** und **Dampfstrassenwalzen** bauen wir gleichfalls als Specialitäten in allen practischen Grössen und zu den mässigsten Preisen.

John Fowler & Co. in Magdeburg.

Berliner Bock-Brauerei

Abteilung I. Tempelhofer Berg. **Berlin** Abteilung II. Chausseestr. 58.

Wir empfehlen unsere anerkannt vorzüglichen Biere in Gebinden u. Flaschen.

Gefällige Bestellungen erbitten
per Telefon: Amt VI, 3019, Amt IX, 9191, Amt III, 2603 u. 2623.

Die Direktion.

Circus Busch. Täglich Abends 7½ Uhr **„Aus der Pussta."**

Original-Manege-Schaustück aus dem **ungarischen Steppenleben** in 2 Acten.
1. Act. **Die Hochzeit in der Czardas.** 2. Act. **Die tolle Jagd.**
Die grösste Tiger- u. Löwengruppe (noch nie gezeigt)
im **Ringkampf** mit dem Dompteur **Willy Peters.**
Auftreten sämtl. neuengag. Künstler und Künstlerinnen und dem Riesen-Gala-Programm

Dr. med. A. Smith'sches Ambulatorium für

Herz- und Nervenkranke

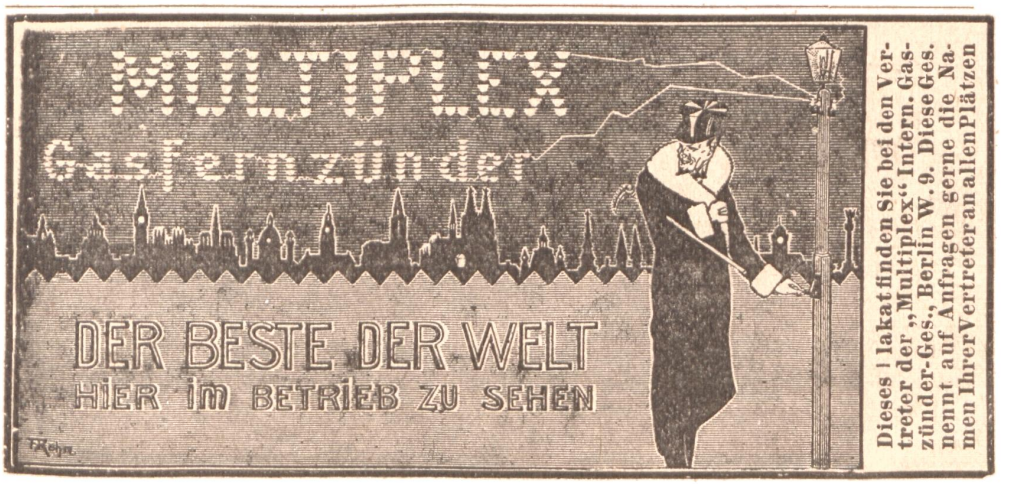
Berlin W. 66, Potsdamerstr. 52.

Funktionelle Untersuchung und Behandlung. Ausführliches im Prospekt (frei).

Literatur: Dr. med. Max Asch, Herz- und Nervenleiden und ihre Behandlung mit unterbrochenen- und Wechselströmen. — Historisches, Theoretisches und Praktisches in gemeinverständlicher Darstellung. (Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Preis 50 Pf.)

Hotel „Cecilie" Wiesbaden und **Badhaus.**

Erstklassiges Haus. Allerfeinste freie Lage neben Kurhaus u. Kgl. Theater.
Zimmer von Mk. 3.— an, mit Pension von Mk. 10.— an.



Dieses Plakat finden Sie bei den Vertreter der „Multiplex" Intern. Gaszünder-Ges., Berlin W. 9. Diese Ges. nennt auf Anfragen gerne die Namen Ihrer Vertreter an allen Plätzen

*

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater
Anfang 7½ Uhr.
Freitag, d. 28./9. **Ein Sommernachtstraum.**
Sonnabend d 29./9. **Der Kaufmann von Venedig.**
Sonntag, den 30./9. und Montag, den 1./10.
Das Wintermärchen.
Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Neues Theater
Anfang 8 Uhr.
Freitag, den 28./9.
Der bürgerliche Edelmann. Der Stammgast.
Sonnabend, den 29. und Sonntag, den 30./9.
Der Jubiläumsbrunnen.
Weitere Tage siehe Anschlagsäule

Komische Oper
Freitag, den 28./9. 8 Uhr.
Hoffmanns Erzählungen
Sonnabend, d. 29. u. Sonntag, d. 30./9 8 Uhr.
CARMEN.
Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Lortzing-Theater
Belle Alliancestr. 7/8. Dir. Max Garrison.
Freitag, d. 28./9 7½ U. **„Fra Diavolo."**
Sonnabend, d. 29. u. Sonntag, d. 30./9 7½ U.
„Der Barbier von Sevilla."
Montag, den 1./10. 7½ U. **Der Freischütz.**

Lustspielhaus in Berlin
Freitag, den 28., Sonnabend, den 29., Sonntag, den 30./9. und Montag, den 1./10. 8 Uhr.
Die von Hochsattel.
Sonntag d. 30./9. Nachm. 3 Uhr
Der Weg zur Hölle.
Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Kleines Theater.
Freitag, d. 28./9 und Montag, d. 1./10. 8 Uhr
Ein idealer Gatte.
Sonnabend, d. 29./9. u. Sonntag, d. 30./9. 8 U.
Man kann nie wissen.
Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

VERFASSER v. Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, sich zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, mit uns in Verbindung zu setzen.
15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Thalia-Theater
Täglich: Anfang 8 Uhr.
Wenn die Bombe platzt.
Sonntag d. 30./9., Nachm. 3½ Uhr
Charleys Tante.

Klinik (**Sanatorium**) für **Berlin.** **Gallensteinkranke** mit **Kurhaus** Nieder-Schönhausen
(Magen-, Darm-, Leberleidende).
Einheitliche Behandlung.
Ohne Operation nach bewährten wissenschaftl. Methoden. Prospekte kostenfrei.
Idyllischer gesunder **Landaufenthalt** zur Kur, Nachkur und Erholung. Schönste Lage im Königlichen Park Beste Verpflegung.
Dr. B. SCHUERMAYER, Berlin SW., Königgrätzerstrasse 110

Dr. Ziegelroth's Sanatorium
Zehlendorf bei Berlin, Wannseebahn
Physikalisch-diätetische Therapie (Naturheilmethode).

1855 gegr. **MÖBEL-SPEZIAL-AUSSTELLUNG** Gegr. **1855**
für
Speise-, Herren- und Schlafzimmer
E. Langer, Tischlermeister, Kochstrasse 62
Vorteilhafter Einkauf — Beste Ware — Weitgehendste Garantie

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zeile 25 Pfg.

Berliner-Theater-Anzeigen

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Der Teufel lacht dazu

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz in 8 Bildern von **Julius Freund.**
Musik von **Victor Hollaender.**
Bender. **Massary.**
Josephi. **Giampietro.**
Phila Wolff.

Schneider-Duncker u. Nelson

Cabaret

Roland von Berlin

Potsdamerstrasse 127.
Montag, den 1./10. 06.

Premiere

Täglich v. 11—4 Uhr. Entree 3,20 M

Walhalla-Varieté-Theater
Weinbergsweg 19/20 Am Rosenthaler Thor
Allabendlich 8 Uhr
D. grossart. Spezialitäten-Programm

Folies Caprice

Linienstr. 132 Ecke Friedrichstrasse.
Dir. Felix Berg.
Täglich: **Der Generalkonsul.**
Sünden der Väter. Anfang 8 Uhr.

Cabaret **Unter den Linden 22.**
Geöffnet v. 11 Uhr nachts bis 4 Uhr.
Eliteprogramm **Schlager auf Schlager.**

Eheschliessungen in England.
Führer d. d. betr. Gesetze und **Ratgeber** für Eheschliess.-Reflekt. Preis 1,50 M. Verlag: **Brock & Go.,** 90 Queen St. London, E. C.

Restaurant* und *Bar Riche

Unter den Linden 27.

*Dejeuners * Diners * Soupers*

Täglich Concert bis morgens 4 Uhr

Weinhandlungs u. Restaurant-Betriebs G. m. b. H.

MORPHIUM Entwöhnung absolut zwanglos und ohne jede Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)
Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.
All. Komfort. Zentralheiz. elektr. Licht. Familienleben. Prospekt frei. Zwanglose Entwöhnung von **ALKOHOL**

Georg Hessing's

Technisch-Orthopädische Heilanstalt

Gross Lichterfelde-Ost, bei Berlin.

Erfolgreiche Behandlung bei freiem Umhergehen von: **Hüft- Knie- und Knöchelgelenk-Entzündung,** sowie der Entzündung der **Wirbelsäule,** von frischen und alten **Knochenbrüchen, Bruch** des **Schenkelhalses, Kinderlähmungen** u. deren Folgen, **Verkrümmungen** der **Wirbelsäule, Verkrümmungen** nach **Gicht, Rheumatismus etc. Angeborener Hüft-Luxation,** auch nach erfolgloser Einrenkung und im vorgeschrittenen Alter.

Prospekte auf Wunsch.

— Eigener Wagen auf Verlangen an jedem Bahnhof Berlins. —

Das Beste vom Besten ist
Dr. Alberti's einzig echte
Puttendörfersche
Schwefelseife

Erzielt schon nach kurzem Gebrauch

Waschen Sie sich nur mit dieser
seit mehr als 50 Jahren
rühmlichst bekannten **Toiletteseife**
Gegen rauhe, spröde u. fleckige Haut, beseitigt Sommersprossen etc. und ist unerreicht zur Erzielung einer zarten, sammetweichen Haut.
Preis à Paket mit 2 Stück 50 Pfg.
3 Pakete nur M. 1,25

schöne zarte jugendfrische Haut.

Zu beziehen durch die Fabrik
F. W. Puttendörfer. Berlin W. 30. Frobenstr. 21

Für

Blutarme, Nervöse

Dr. Klopfer- *Glidine* **(Weizen-Lecithin-EIWEISS). Tägliche Ausgabe ca. 25 Pfg.**
In Apotheken, Drog. Wissenschaftl. Literatur kostenfrei.
Dr. Volkmar Klopfer, Dresden-Leubnitz.

Hannover
Dr. Kaufmann's **Sanatorium** für **Gallensteinleiden** u. Stoffwechselkrankh.
Steuerndieb (H). Operationslos!
Herrliche Lage. * Bewährte Methode. * Illustr. Prospekte.

Sanatorium in Meiningen in Thüringen für **Nervenkranke** u. **Entziehungskuren.** Moderne physikalisch-diätetisch geleitete Anstalt mit familiärem Charakter. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. **Carl Adolf Passow.** J. 55.

Fussschweiss auch Hand- und Achselschweiss
sofort geruchlos und normal durch
„Miotan"
(gesetzl. gesch.) ganz unschädlich. Franko-Zusendung gegen **75 Pfg.** in Briefmarken. Echt einzig und allein bei **Max Arndt, Berlin C. 19, Seydelstr. 31a** am Spittelmkt.

Nervenschwäche der Männer.
Ausführliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

1. **Die chronische Darmschwäche, das Grundübel des Kulturmenschen, ihr Einfluss auf alle Körperfunktionen und ihre Heilung.** Von Dr. med. Paczkowski (Preis 0,80). **Die chronische Darmschwäche** oder Stuhlverstopfung ist das am meisten verbreitete Uebel und die dadurch hervorgerufene Verunreinigung des Blutes die Grundursache der meisten Leiden. **Leber-, Lungen-, Herz-, Augen- und Ohrenleiden. Gicht, Rheumatismus, Zuckerkrankheit, Fettsucht, Nerven- und Nierenleiden, Hämorrhoiden, alle Katarrhe** usw. entstehen nur, wenn der Darm krank geworden ist, ebenso haben die meisten Magenkrankheiten ihre Ursache in **träger Funktion des Darmes,** und nur dann sind genannte Krankheiten zu heilen, wenn die Schlacken, welche zur Verunreinigung des Blutes führen, aus dem Körper entfernt werden. 2 **Arterienverkalkung** des Herzens und Gehirns (0.50). 3. Chronische **kalte Füsse** und Heilung. (0,30). 4. Was jeder von der **Erkennung der Krankheiten** aus dem Urin wissen muss (0.60). 5. **Zuckerkrankheit** heilbar, neues Verfahren (1,50). 6. **Reinigung und Auffrischung** des Blutes. (1.50). 7. **Nervosität** und Heilung. (1,20) 8. **Gicht,** Rheumatismus und Heilung. (1.00). 9. **Neurasthenie** und Heilung. (1,50). 10. **Hämorrhoiden** und Heilung. (0.80).

Demme's Verlag, Leipzig, Abt. C.

Vergnügungs-und Erholungs-Reise nach dem Mittelmeer

mit dem Doppelschraubendampfer „Meteor".

Abfahrt von Hamburg 17. Oktober 1906.

Besucht werden die Häfen: Dover, Lissabon, Funchal, Las Palmas, Tanger, Gibraltar, Oran, Algier, Tunis, Palermo (Monreale), Neapel (Vesuv, Pompeji 2c.), Genua. Reisedauer 26 Tage. Fahrpreise von Mk. 500 an aufwärts.

Alles Nähere enthalten die Prospekte.

Hamburg-Amerika Linie, Abteilung Vergnügungsreisen, Hamburg.

Mitredaktion

an gut eingeführter, angesehener, vornehmer Zeitschrift kann von Schriftsteller oder Schriftstellerin seriöser Richtung durch geringe finanzielle Beteiligung erworben werden. Ev. **garantiertes** Jahreseinkommen. Auch passend für Offizier a. D. Nur direkte Offerten mit genauer Angabe der liter. Richtung und des disponiblen Kapitals unter **A. D. 276** beförd **Daube & Co., Berlin SW. 68,** Jerusalemerstrasse 53/54.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Streikpolitik und Organisation der gemeinnützigen paritätischen Arbeitsnachweise in Deutschland.

Von

Dr. Fritz Stephan Neumann,

Friedenau-Berlin.

Preis: 2 Mark.

Zweite vermehrte Auflage.

Dr. W. Rudeck,

Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland.

514 Seiten m. 58 interess. Illustrationen **10 M.** Leinwbd. **11,50** M., Halbfrz **12** M.

„. . . Offenbart sich diese göttliche Rücksichtslosigkeit und völlig schleierlose Nacktheit genügend im Text, so bedauern wir nur die Wahl des Titels, welcher d. Gesch. der **öffentl. Unsittlichkeit** hätte heissen müssen. Dies Werk enth. d. beste Satire der gut. alten Zeit u. zeigt d. moralischen Fortschritt geg. früher." (Berl. Klin. Monatsschr.)

Prospekte u. Verzeichnisse über **kultur- und sittengeschichtl.** Verlag gratis franko.

H. Barsdorf, Berlin W 30.,

Habsburgerstr. 10.

Schriftsteller!

Bekannter Verlag übern. litter. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Aeuss. günst. Beding. Off. unt. **B. M. 205. an Haasenstein & Vogler, A.-G., Leipzig.**

Zur gefl. Beachtung!

Unserer heutigen Nummer ist ein Prospekt beigeheftet von **Theod. Thomas in Leipzig.** Derselbe behandelt eingehend die Werke:

Die Vertreter des Jahrhunderts u. Napoleon bei Leipzig

von **Carl Bleibtreu.** Wir empfehlen diesen interessanten Prospekt der aufmerksamen Beachtung unserer Leser.

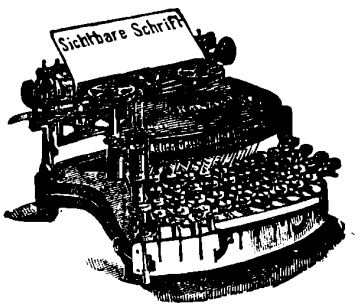
„Namen sind ein Programm." So betitelt sich ein Prospekt der illustrierten Zeitung „Der Tag", der unserer heutigen Nummer beiliegt. „Der Tag" ist seit seiner Begründung bestrebt ohne Rücksicht auf die Partei des Autors, jedem, der etwas zu sagen hat, seine Spalten zur Verfügung zu stellen. Dadurch ist er eine Zeitung für die geistige Auslese des Volkes geworden, die bei der Lektüre der eigenen kritischen Mitarbeit nicht entraten will. Man benutze zu einem Probeabonnement die dem Prospekt beigefügte Bestellkarte.

Dresdner Werkstätten für Handwerkskunst

Einzelmöbel. Wohnungs-Einrichtungen. Mitarbeiter die hervorragendsten Künstler. Dresdner Hausgerät (Maschinen-Möbel, Zimmer von Mk. 300 an), Ausstattungsbriefe von Dr. Friedr. Naumann, sowie eine Denkschrift über das Dresdner Hausgerät Mk. 1.50. Dresdner Gartenmöbel (Preisbuch 50 Pf.), Künstlerstoffe und Teppiche. WERKSTÄTTEN: BLASEWITZERSTR. 17; VERKAUFS- UND AUSSTELLUNGSRÄUME: RINGSTR. 15.

Sensationeller Erfolg deutscher Industrie!

Die „Kanzler"-Schnell-Schreibmaschine



kostet nur **350 M.** und übertrifft an Leistungsfähigkeit selbst Marken, die **600 M.** kosten.

Zuletzt in Wien gegen amerikanische und deutsche Konkurrenz mit der höchsten Auszeichnung und Ehren-Diplom zur goldenen Fortschrittsmedaille :: :: :: ausgezeichnet :: :: ::

Die „Kanzler"-Schnell-Schreibmaschine ist nach dem gegenwärtigen Stand der Technik das vollendendste auf dem Gebiete der Schreibmaschinen-Industrie!

Im Gegensatz zu allen and. Systemen, die sich im Prinzip mehr od. wenig. gleichen, repräsentiert

die „Kanzler" eine Klasse für sich!

Verlangen Sie Kataloge von der Aktien-Gesellschaft für Schreibmaschinen-Industrie, Berlin SW., Puttkamerstr. 15.

Verlag von THEOD. THOMAS in Leipzig, Talstrasse 13.

Die Vertreter des Jahrhunderts

von

Carl Bleibtreu

3 Bände. Brosch. M. 18.—, gebd. M. 21.—

I. Band. (Brosch. M. 7.50, gebd. M. 8.50.)
Inhaltsverzeichnis: Das grosse Jahrhundert der grossen Revolution — Der letzte Ideologe: Lamartine — Italia Unita: Mazzini und Garibaldi — Der verschleierte Prophet: Schopenhauer — Die Ehrlichen des Perfiden Albion: Dickens und Thackeray — Der Jesaias des Magenkatarrhs: Carlyle (Emerson, Ruskin) — Der zerrissene Orpheus: Richard Wagner — Louis der Kleine und Hugo der Grosse — Grossjuden jenseits babylonischer Gefangenschaft: Disraeli, Gambetta, Lassalle — Der messianische Hiob: Heine.

II. Band. (Brosch. M. 7.50, gebd. M. 8.50.)
Inhaltsverzeichnis: Die Danaiden der Sophistik: Ibsen, Annunzio, Renan, Taine, Nietzsche — Die Pessimystiker: Zola und Tolstoi — Zola's „Arbeit" — Tolstoi's „Was ist Kunst" — Realscheinwerfer und Geschichtemacher: Bismarck und Moltke — Das Ende vom Liede: A. Entwickelung der Literatur. B. Ich-Herrschaft und Milieusklaverei. C. Historische Grössen. D. Der Gesellschaftsvertrag und die soziale Frage. E. Die Entwickelung der Philosophie.

III. Band. (Brosch. M. 3.—, gebd. M. 4.—.)
Inhaltsverzeichnis: Theosophie — Eingang zur Weltbetrachtung — Die Blavatzky — Die Karma-Lehre, ein moderner Aberglaube — Die transcendente Evolution — Evolutionistisches Moralprincip — Erkenntnistheorie — Darwinismus, Empirische Psychologie, Occulte Einsicht, Jesus — Beginnender Übergang des Naturforschens zum Occultismus — Das Absolute —

Jeder Band ist einzeln käuflich

Aus den Urteilen der Presse:

. . Man mag mit Auffassung von Personen und Strömungen vielfach rechten können, aber dass sie voll Geist und mit grossen Kenntnissen im kernhaften Stil verfochten wird, muss auch der Gegner zugestehen. . . **In jedem Falle ein gedankenreiches sehr anregendes Werk.**

Leipziger Illustrirte Zeitung.

. . Dies Werk ist kein Professoren-Buch, das mehr mit Fleiss als intuitiver Erfassung aufgebaut. **Man hat bei der Lektüre das Gefühl, dass jedes Wort erlebt, jeder Standpunkt innerlich erkämpft, jeder Zusammenhang geschaut ist. . .**

Breslauer Zeitung.

. . **Ein gewaltiges Wissen offenbart sich in Bleibtreus Werk,** das gewiss sehr interessant, sehr kampfesfreudig, aber auch sehr anfechtbar ist. . .

Hannov. Courier.

. . Jedenfalls offenbart sich in Bleibtreus Studien **eine gewaltige Belesenheit und eine mehr als originelle Persönlichkeit** ja zweifellos ein Zug von Grösse. . . Wer ihn so zu lesen verm wird nicht oft ein interessanteres Werk in die Hand bekomm

Anthropologische Revue.

. . Mit dem Eindringen des Naturalismus war Bleibtreus Einfluss vernichtet. Denn Bleibtreu ist von Haus aus Aristokrat, geistig und sittlich, hat aber die reinliche Trennung von demokratischen Launen der zerfahrenen Decadencen nicht immer durchgeführt. . . **Doch es ist unmöglich, in kurzer Besprechung den ungeheuren Stoffmassen des eruptiven Buches beizukommen.**

Der Thürmer.

. . Das Werk, grosszügig geschrieben, ist nicht für ängstliche Gemüter. . .

Hochland (München).

. . Hoffen wir, dass dies Werk nicht nur unter Theosophen, **sondern in der ganzen europäischen** Welt Verbreitung findet.

Theosophisches Leben.

. . Bleibtreu hat aus einem Geistesinteresse geschrieben, er musste sprechen, weil er zu viel auf dem Herzen hatte.

Rhein. Westf. Zeitung.

. . Dank ihm für seine Männlichkeit! Wir haben durch Bleibtreu neue Kampfmittel erhalten. . .

Neue Metaphysische Rundschau.

. . Der unerbittliche Kritiker lässt nichts gelten, was offizielle Geschichtsschreibung als herrlich rühmt. . . Und doch fördert Bleibtreu in seinem hellen Kampfeszorn manches Urteil zu Tage, das Beherzigung verdient. **„Der alte Glaube“** (Leipzig).

. . Er kann grob sein wie ein Wilder, mokant wie eine Dame der grossen Welt, fein wie ein Diplomat, begeisterungsvoll wie ein Prophet. . . **Wartburgstimmen.**

. . Bleibtreu verfügt nicht nur **über phänomenale Belesenheit,** sondern über Gabe geistreicher Darstellung. Sein Urteil ist originell und selbständig und vieles können wir unterschreiben. . .

Reichsbote.

. . Durch derartiges (Theosophie) verdirbt Bleibtreu dem Leser den Genuss an seinem Werk, das sonst im kritischen Teil **durch das hinreissende Temperament** besticht und **herrliche Ethik in lichtvoller Weise** enthält. **Neues Wiener Tagblatt.**

. . **Die bewunderungswürdige Universalität seines Geistes, der klare Überblick, das scharfe Urteil, die lebendige Darstellung,** der beispiellosen Ausdauer nicht zu vergessen, bürgen für Bleibtreus Gelingen. **Neue Bahnen** (Wien).

. . Der Mann, der selber als ein Vertreter des Jahrhunderts gelten kann, stellt uns hier Reihen berühmter Leute vor. . . Witz, Geist, Bonmots, Pointen reissen uns von Seite zu Seite. . . Sein Blick umspannt den Erdball. . . **Unsere Gebildeten müssen Bleibtreus „Vertreter“ ausnahmslos gelesen haben.**

Deutsche Blätter (Hamburg).

Verlag von THEOD. THOMAS in Leipzig, Talstrasse 13.

Napoleon bei Leipzig

Ein Gedenkbuch zu den Jahrestagen der Völkerschlachten bei Leipzig vom 16. bis 18. Oktober 1813.

von

Carl Bleibtreu

Dritte völlig umgearbeitete Auflage. Brosch. M. 5.—, gebd. M. 6.—

Aus den Urteilen der Presse:

Bleibtreus Schlachtenbilder haben sich längst einen verdienten Platz in der Militärliteratur und man kann sagen auch in der Unterhaltungsliteratur wegen der ihnen innewohnenden dramatischen Kraft erobert. Es ist nicht Jedermanns Sache, sich durch militärwissenschaftliche Werke hindurchzuarbeiten, **hier aber entwickelt sich folgerichtig Scene um Scene, Akt um Akt das gewaltige Drama.** Bleibtreu beherrscht den Stoff von Grund aus und es ist ja das Eigentümliche seiner Werke, sich nirgends auf die vorliegenden Darstellungen zu verlassen, sondern überall aus den Quellen selbst zu schöpfen. Das Ganze tritt plastisch entgegen. Gerade dies Schöpfen aus den ersten Quellen verleiht dem gewaltigen Schlachtgemälde die frische Farbe und das heiss pulsierende Leben. **Keine Marionetten, keine Figuren des Schachbretts sind es, sondern Gestalten von Fleisch und Blut, die hier vor unseren Augen den Kampf ausfechten.** Für den, der sich eingehender mit dem Gegenstand beschäftigte, bieten die kritischen Teile ungemein viel anregendes und neues. . . Wir wünschen dem Werke, besonders in kommenden Jahren, wo sich das Interesse wieder mehr den Freiheitskriegen zuwenden dürfte, die verdiente Verbreitung. . .

Leipziger Neueste Nachrichten.

. . Bleibtreu besitzt die Gabe, uns Schlachtenbilder zu bieten, **die bei völliger Wahrhaftigkeit der Darstellung des wirklichen Geschehens doch in unvergleichlicher Weise strotzen von lebendigem Leben und epischer Anschaulichkeit. . . Man steht staunend nicht nur vor dem Wissen des Verfassers, sondern vor der Fähigkeit, dies alles künstlerisch zu einem grossen Ganzen zu verarbeiten. . . Man liest das Buch mit atemloser Spannung, man lebt mitten in der Dramatik dieser Völkerschlacht,** man wird rein menschlich gepackt und verliert doch nicht den grossen Eindruck, dass sich vor uns eine gewaltige Schicksalstragödie abspielt. . . Gerade die Deutsche Jugend sollte zu diesen Werken Bleibtreus geführt werden. . . Nirgends falsches Pathos, nirgends Rührseligkeit, immer der grosse heroische Zug. . . Das Gedenkmonument an die Völkerschlacht ist im Werden begriffen. Umsomehr sollte unser Interesse sich diesem Buche zuwenden.

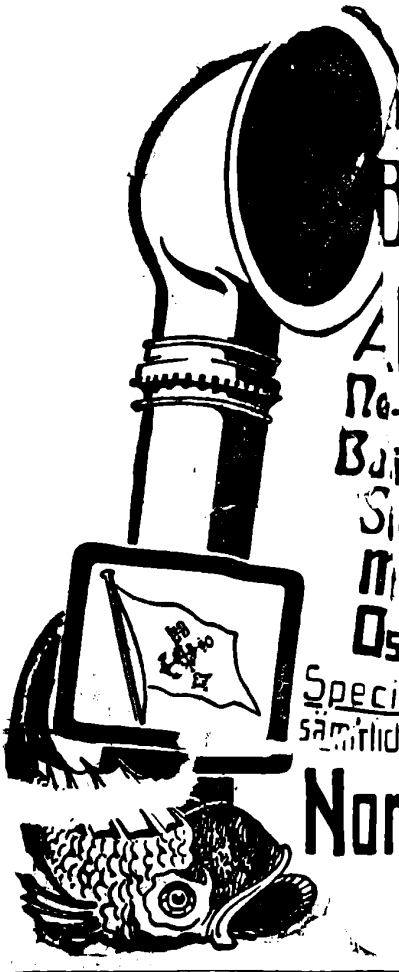
Wartburgstimmen.

. . Derlei meisterhafte Bilder geben dem Buche den bestechenden Reiz. . .

Nationalzeitung.

. . Eine solche Schöpfung wendet sich an Jeden, der sich für der Menschheit grosse Gegenstände noch erwärmen kann. Des Forschers Arbeit ist hier ebenso bewundernswert wie der Schwung dichterischer Verarbeitung. . .

Die Post.



Regelmässige
Schnell-Postdampfer-Verbindungen
von
BREMEN
nach
AMERIKA

New-York über Southampton-Cherbourg LONDON PARIS
Baltimore-Galveston-Cuba
Süd-Amerika: Brasilien-La Plata
Mittelmeer. Aegypten
Ostasien-Australien

Specialprospecte werden auch von sämtlichen Agenturen kostenfrei ausgegeben

Norddeutscher Lloyd
Bremen

Charakter-

Analysen nach der **Handschrift** von P. P. Liebe haben zum Idealziel: dem Gemüt einen intimen Reiz einzuflössen, das persönliche Leben zu erweitern Wissenschaftl. Original-Methode, **psycho**-graphologische Praxis seit 1890. Auf **briefliche** Anfrage kostenlos: seriöse **Broschüre** u. Honorarbedingung für die **Beschreibung Ihres Innenlebens.**

P. P. Liebe, Schriftsteller in **Augsburg.**

Schockethal bei Cassel.

Ideal-Kuranstalt f. nat. Heilw. Gr. Erfolge. Märchenh. Lage. Waldpk., Wassersport, Jagd. Prosp Equip. Teleph. Dirig. Arzt: Dr. Schaumlöffel.

Für Gesellschaft, Reise und Sport unentbehrlich!

Pallabona

Einzig dastehendes trockenes

Haarreinigungsmittel.

Nasses od. spirituoses Waschen überflüssig

Gesetzl. gesch. Aerztlich empfohlen.

Preis pro Schachtel 2,50 Mk.

allen f. Parfüm-, Drogen- u. -Geschäften oder direkt durch

-Vertrieb, München 66.

Unerreicht feinster goldgelber

Zuckerhonig

5 Pfd. inkl. Emailletopf Mk. 1.60, 10 Pfd inkl. Emailletopf Mk 3.—, 10 Pfd inkl. Emailleeimer Mk. 2 60, 25 Pfd. inkl. Emailleeimer Mk 6.50 100 Pfd. Mk. 20 —. Nutzen 350%, Klostertropfen 350% Nutzen, feinst. Tafelliqueur (Benedictinerart) in Steinkrügen à Ltr. Mk. 2 50 ab hier g Nachn **Mecklenburgische Honigwerke, Oskar Busse, Malchow i. M. No. 17.**

Herbst- u. Winterkuren.

„Sanatorium Zackental"

(Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn—Schreiberhau.
Fernsprecher 27.
oberhalb

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnstation)

für chronische, innere Erkrankungen, neurasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände, Diätetische Kuren.

Nach allen Errungenschaften der Neuzeit eingerichtete, **windgeschützte, nebelfreie.** nadelholzreiche Lage. Seehöhe 450 **ganzes Jahr geöffnet.** Näheres Dr. med. **Bartsch,** dirig. Arzt oder **Administration in Berlin S.** Möckernstr. 118.

Eine Rekordziffer!

Beim Haupt-Steueramt Mainz verzollten wir im I. Halbjahr 1906 8040 Original-Fass erlesener Weine der Champagne, bestimmt zur Herstellung unserer Marke

Henkell Trocken etc.

Diese gewaltige Ziffer bedeutet einen Triumph der deutschen Sekt-Industrie, speziell der führenden Marke „Henkell Trocken".

HENKELL & Co., MAINZ

Gegr. 1832.

BIBLIOTEKA W TORUNIU UNIWERSYTECKA

Für Inserate verantwortlich Rob. Böttig. Druck von G. Bernstein in